DER MARIENBOTE

DURCH MARIA ZU JESUS

November 1955



Pauluskalender - Abreiskalender fuer das Jahr 1956

Seit Jahren schon gibt der Paulus Verlag einen sehr feinen Abreiskalender heraus, der sich im ganzen deutschen Sprachgebiet einer steigenden Beachtung und Nachfrage erfeut. Der Kalender wird nicht nur von Laien um seiner religiösen Texte, die er täglich bietet, die aus Werken katholischer Literatur von den Kirchenvätern an bis zur Gegenwart entnommen sind, hochgeschätzt. Wer in der Hetze des heutigen Lebens nicht mehr zum Lesen kommt, findet doch stets Zeit, sich die Tagesgedanken des Kalenders zu Gemüte zu führen und zur Seele sprechen zu lassen. Denn das ist das Schöne an diesem Kalender, daß er einem jeden Tag zu Augenblicken der Besinnung verhilft. Ein guter Gedanke, den man durch den ganzen Tag tragen oder abends in den Schlaf hineinnehmen kann, ist viel wert! Die Anschaffung dieses Kalender bringt Ihnen bestimmt Freude und Segen und wir können aus eigener Erfahrung nur bestätigen, daß es sich lohnt, diesen Kalender anzuschaffen. Der Preis beträgt nur $1. Schreiben sie noch heute an uns und bestellen Sie sich den Pauluskalender für das Jahr 1956.

Bücherbesprechungen

Den Lesern unserer Zeitschrift ist der "C. Bertelsmann Verlag" kein Unbekannter mehr, denn immer wieder haben wir Bücher dieses Verlages zur Bücherbesprechung gebracht. Heute sind wir nun wieder in der Lage, einen Einblick in das Schaffen dieses Verlages zu geben, denn wir dürfen unseren Lesern 6 Bücher vorlegen, die bereits in Deutschland weite Beachtung und Verbreitung gefunden haben.

Zunächst drei Titel aus der berühmten Reihe **"Das kleine Buch"**, die bisher über 80 Werke zu verzeichnen hat. Der Preis beträgt pro Band **$1.00**

Paul Fechter "DEUTSCHER OSTEN". In kurzen und sehr eindrucksvollen Worten wird hier dem Leser ein Einblick in den deutschen Osten verschaft. Vor allem die Geschichte und Kultur desselben. Ferner werden durch 47 erstklassige Bilder, deren jedes für sich ein historisches Dokument ist, Schönheit und Eigenart jener Gegend besonders hervorgehoben.

Werner Helwig "DIE SINGENDEN SUEMPFE" eine ungewöhnliche und faszinierende Novelle aus Lappland, die man gelesen haben muss. Die Novelle erzählt von zwei schwedischen Vermessungsbeamten, die sich verirren und an jene politische Grenze kommen, wo die Luft Nerven bekommt.

"LETZTE BRIEFE AUS STALINGRAD" Diese Auslese von Briefen, die aus der Festung Stalingrad mit dem Flugzeug herausgebracht wurden, aber nie ihren Empfänger erreichten, stellen wohl die tiefste Aussage über den Krieg dar, denn in seinen letzten Briefen sagt man nur das, was wahr ist, oder von dem man glaubt, dass es wahr sein könnte.

Schon wiederholt haben wir auf den "Bertelsmann Lesering" hingewiesen. Wir möchten heute auf zwei weitere Ausgaben desselben hinweisen:

Thür-Hanke "SIEG AM NANGA PARBAT"
Wenige Wochen nach Besteigung des Mont Everest gelang auch die Besteigung eines anderen berühmten Berges: die des "Nanga Parbat". Rund ein Jahrhundert hatte der Kampf um diesen Berg, den man den mordgierigsten der Welt nannte, gedauert, bis endlich der Mensch doch Sieger blieb. Unter welchen Opfern, Anstrengungen, Gefahren und Abenteuern diese Besteigung gelang, das erzählt ihnen dieses Buch auf wenigen Seiten. Wer das Buch zur Hand nimmt kann es nicht zur Seite legen bis es fertig gelesen ist.

Fred Larsen "MAENNER IM ROTEN ROCK"
Hier ist ein deutsches Buch über unsere Royal Canadian Mounted Police, das den Anspruch erhebt, ein Tatsachenroman zu sein, dem jede falsche Romantik fehlt. Die Seiten des Buches sind zum Bersten gefüllt mit Spannung, echtem Abenteuer, Detektivgeschichten, Verbrecherjagden und Dienst am Nächsten. Das Buch ist ein hohes Lied auf die Männer im roten Rock, die seit Jahrzehnten über ganz Kanada als Hüter des Rechtes und der Freiheit stehen, gemäss ihrem Motto: "Wahre das Recht".

Anton Zischka "WELT IN ANGST UND HOFFNUNG"
286 Seiten mit 43 Fotos, Leinen, $2.00
Hier spricht ein erfahrenen Weltreisender, der soeben von seiner 5. Weltreise zurückkam. Diesmal hat er die Brennpunkte des Weltgeschehens von heute besichtigt; vor allem Asien kommt zu Wort. Zischka ist als unermüdlicher Vorkämpfer und Pionier weltweiten, vorurteilslosen Denkens bekannt. Für die langfristigen Entwicklungen der Weltpolitik hat er ein sicheres Gefühl und weiss aus unscheinbaren Beobachtungen die richtigsten Schlüsse zu ziehen. Das hat ihm die Weltpresse immer wieder bewiesen, die seine Gedanken als Schlagzeilen benutzt. Wenn auch das Buch den Titel "Welt in Angst und Hoffnung" trägt, so liegt doch der Nachdruck auf Hoffnung. Möge er auch hiermit Recht behalten.

Hier eine Auswahl unserer Bücher, die wir noch auf Lager haben:

Die Hl. Schrift des Alten und Neuen Testamentes in einem Band, neueste Übersetzung $6.50

Das Neue Testament, Taschenausgabe 75¢

Schott, das ideale Meßbuch für alle Tage des Jahres $3.00

Im Herrn — ein persönliches Gebetbuch im deutschen Satz, das besonders gern von unseren Lesern benutzt wird $2.75

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses, unser monatlicher Roman in Buchform $2.50

Der verlorene Sohn – Roman aus den Bergen $2.00

Das praktische Kochbuch, der Ratgeber einer jeden Hausfrau $3.00

Geschichte einer Familie, das Leben der Familie der hl. Theresia vom Kinde Jesu 75¢

Geschichte einer Seele, die hl. Theresia vom Kinde Jesu erzählt ihr Leben. 75¢

Fatima und Pius XII. $2.00

Bestellen Sie noch heute von : **Marian Bookshop Battleford-Sask.**

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang November 1955, Battleford, Sask. No. 2

Dies und Das

Vor den Toren der vollen Scheunen

Draußen blüht nun kein Blümlein mehr. Müde fallen die letzten Blätter von Baum und Strauch und laute Winde heulen uns den Winter daher. Sorgend steht der Bauer vor seiner Scheune. Der Herr hatte dieses Jahr wieder einmal reichlich gesegnet Flur und Saat und unserer Hände Arbeit. Wichtig ist uns hier in Kanada gerade dieses Gottessegnen. Entwickelt sich auch in unseren Städten die junge kanadische Industrie, so ist das Land doch immer noch hauptsächlich ein Weizenland.

Voll sind die Scheunen dieses Jahr geworden. „Unser tägliches Brot gib uns heute“ haben wir gebetet, und Gott hat es uns gegeben, mit vollen Händen. Jedes Körnlein das wir ernten konnten, ist uns Beweis: Gott gibt. Und Gott gibt immer in Liebe und in Güte. Und Er gibt den Menschen nur all zu gern. Jedes Körnlein ist ein Grüßen der Güte Gottes an uns!

Sorgend steht der Bauer vor seinen Scheunen. Gott hat gegeben — werde ich meinen Weizen aber auch verkaufen können? Es ist schon wahr, Gott kann geben, und Er gibt in Hülle und in Fülle. Doch mit Seinem Segen gibt Er aber immer auch das Kreuz. Wie es sich doch an uns bewahrheitet, was Er nach der Sünde Adams zum Menschen gesprochen: „Es ruhe der Fluch um deinetwillen auf dem Acker. In Mühsal sollst du dich dein ganzes Leben lang von ihm ernähren. Dir soll er Dornen und Disteln tragen. Im Schweiße deines Angesichtes wirst du dein Brot essen, bis du zur Erde wiederkehrst, wie du von ihr genommen bist.“

Der Acker bringt Kreuz. Einmal bleibt er trokken und dürr, und die Messer der Schnitter bleiben rostend auf dem Hofe liegen, weil nichts zu schneiden ist, ein anderes Mal ziehen wir aus zur reichen Mahd, können aber nicht verkaufen, was wir geerntet. Und so kommt uns mit der großen Ernte auch die große Sorge. Die mit der Erntearbeit verbundenen Unkosten müssen bezahlt werden. Kein Kaufmann nimmt Weizen, um Schulden zu begleichen, um Kohle, Kleidung, Mehl oder Salz dafür zu geben. Der Weizen ist da — im Handel gilt aber immer noch das Geld, und Geld hat der Landmann nicht.

Das Kreuz! Fluch ist es dem Ungläubigen. Dem jedoch, der Gott kennt, der Ihn anbetet, Ihm dient und Ihn liebt, ist das Kreuz das wertvollste Gottesgeschenk, das uns von oben kommt. Denn seit der Stunde, in der der Gottessohn am Kreuz für uns gestorben war, ist es mit dem Kreuze selbst anders geworden. Es ist nicht mehr da, nur um uns zu strafen, es ist da, um uns zu geben heilige Dinge, die nicht verloren gehen in alle Ewigkeit. Seit der erloschenen Todesstunde Christi hat das Kreuz die Macht, uns zu reinigen und uns zu heiligen. Zu vernichten in uns die Saaten des Bösen, und zu säen in unseren Seelen ein Leben, ein Lieben und eine Heiligkeit, die uns zum Ebenbild machen des Lebens, des Liebens und der Heiligkeit des Herzens unseres Dreieinigen Gottes.

Die Herzenssorge, die uns ergreift, wenn wir diesen Herbst vor unseren gefüllten Scheunen stehen, ist nicht sündhaft — solange sie im Gottvertrauen getragen wird. Es kann aber nur jener

Vertrauen zu seinem Gott haben, der an seinen Gott glaubt und der Ihn zu lieben sucht aus ganzem und aus ehrlichem Herzen. Wer aber Gott auch etwas liebt, der kann nicht nur in Sorgen vor den Toren seiner Scheunen stehen. Jedes Körlein ist ein Grüßen der Güte Gottes, und jedes Körnlein, das da vor mir liegt, drängt mich auch, meinen Gott zurückzugrüßen. Ohne Zahl liegen die geernteten Weizenkörnlein vor mir: Ohne Zahl! So vie mal, sei gelobt, mein guter Gott!

Gott ist immer und überall mit uns, liebend und segnend. Er ist nicht nur mit uns, wenn wir betend vor Seinem Altare knien oder mit gefalteten Händen zu Hause zu Ihm rufen, Er ist auch mit uns in der Werkstatt, in der Küche, im Hof und Stall und im Felde. Er ist mit uns, wenn wir wachen, Er ist mit uns wenn wir ruhen. Er steht uns zur Seite in Freuden, und Er ist bei uns, wenn wir leiden.

Wo er mit uns ist, da müssen aber auch wir bei Ihm sein. Da müssen auch wir Ihn spüren, Ihn sehen, Ihn loben und Ihn lieben. Sehen und spüren müssen wir Ihn nicht nur in der Kirche, nicht nur dann, wenn wir auf Sein Kruzifix schauen, nicht nur, wenn wir aus frommen Büchern heilige Worte uns holen: Wo immer Gott mit uns ist, muß ich lobend und dankend und liebend auch bei Ihm sein. Auch — und ganz besonders! — vor den Toren der gefüllten Scheunen! Ohne Zahl! So viel mal, sei gelobt, mein guter Gott!

Wo Gott grüßt, da soll der Mensch auch seinen Gott grüßen. Wo Gott liebend segnet, da soll auch der Mensch liebend Seinen heiligen Namen benedeien. Die Sorge ist wohl da. Wo aber ist sie wohl besser aufgehoben als in Gott? Behalte ich sie verschlossen in meinem Herzen, zerfrißt sie mich. Verlange ich von der Welt — von Politik, von Wirtschaft, von Führern und von den Männern der Wissenschaft — sie mir abzunehmen, dann bleibt es gewöhnlich bei diesem Fordern. Was hat die Welt nicht schon dieser Sorge wegen getan! Sie macht „Weltgeschichte"! Und von dieser „Weltgeschichte" sagt der deutsche Dichter Friedrich Weber: „Was sie Weltgeschichte nennen ist ein wüstverworrener Knäul: List und Trug, Gewalt und Schwäche, Feigheit, Dummheit, Wahn und Greul. Weise Tugend schweigt und trauert: Will sie reden, will sie klagen, wandert sie in Kerkergrüfte, oder wird ans Kreuz geschlagen!"

Da ist es schon sicherer und viel erfolgreicher zu tun, was Gott in der Hl. Schrift im ersten Brief des hl. Petrus sagen läßt: „Werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn Er trägt Sorge für Euch!" Da ist es schon klüger auch das zu tun, was Gott uns durch das Buch Job der Hl. Schrift sagen läßt: „Wenn du dein Herz auf Gott richtest, nach Ihm deine Hände ausstreckst, wenn du das Unrecht entfernst, das an deinen Händen klebt, und den Frevel nicht in deinem Zelte duldest, dann kannst du ohne Fehl dein Angesicht erheben, du stehest fest und hast nichts zu fürchten. Fürwahr, du wirst die Mühsal dann vergessen. Sonniger als Mittag strahlt dein Lebensglück, das Dunkel wird heller Morgen sein!" Denn „der Name des Herrn ist ein fester Turm; zu Ihm flüchtet der Gerechte und ist geborgen." (Sprichw. 18:10).

Der heilige Bischof Franz von Sales hatte, wie jeder Mensch, auch seine bitterbösen Lebenskreuze und Lebenssorgen. Nachdem er durch vieles gegangen war, durch vieles, das ihm manchmal das Herz zu zerreißen drohte, schrieb er: „Sobald der Mensch anfängt, mit einiger Aufmerksamkeit an die Gottheit zu denken, fühlt er im Herzen eine süße Regung, die Zeugnis gibt, daß Gott wahrhaft der Gott des menschlichen Herzens ist; und nirgend sonst empfindet der Geist so tiefe Freude wie im Gedanken an die Gottheit. Kaum daß ein Zufall unser Herz erschreckt, flieht es sogleich zur Gottheit, als wollte es sagen: Wenn alles mir böse ist, Du bist mir gut, mein Gott!"

Und so ist es auch, und so bleibt es in Ewigkeit: Gott ist uns gut! Ungut ist nur der Mensch. Ungut seinem Gotte und ungut seinem Mitmenschen gegenüber. Weil wir ungut sind, mußte das Kreuz kommen und muß das Kreuz immer wieder kommen. Beginnt der Mensch jedoch seinen Gott überall dort zu grüßen, wo Gott den Menschen segnend grüßt, dann wird das Kreuz zum Segen und dann wird es kommen zur reichsten Erntt unvergänglicher Früchte.

Darum: Ohne Zahl! So viel mal, sei gelobt, mein guter Gott!

Die Sorge um den Weizen in unseren gefüllten Scheunen: Da ist auch Maria, die wir als Unsere Liebe Frau von den Goldenen Ähren verehren. Vertrauensvoll haben unsere Vorväter zu ihr gebetet: „Du kannst mir ja helfen, o Mächtigste! Du willst mir auch helfen, o Gütigste! Du mußt mir ja helfen, o Treueste! Du wirst mir auch helfen, Barmherzigste!" Und Maria hat sich ihnen auch gezeigt als Unsere Liebe Frau von den Goldenen Ähren! Sie hat geholfen vor der Ernte, während der Ernte, und nach der Ernte. Sie hat geholfen in schwerster Hungersnot, bei Dürren, Hagel und Ungewitter.

„Weiseste Jungfrau" und „Sitz der Weisheit Gottes" nennen wir sie. Weisheit ist mehr als Klugsein. Weisheit faßt alles zusammen, unser Denken, unser Erkennen und unser Erfahren, und stellt alles unter den Einfluß der Liebe Gottes.

Der weise Mensch weiß, wie alles in Gott zu beurteilen und zu tun ist. Er weiß, wie er sich in allem, in Reichtum und in Not, in Freuden und im Leid, immer Gott ganz lassen soll. Er weiß und versteht: Der Anfang aller Weisheit ist die Furcht des Herrn!

Wolle uns Maria diese Weisheit von Gott erbitten, und mit dieser Weisheit auch unsere vollste Bereitschaft zu jedem Gotteskreuz. Dann mag kommen was wolle: Wir gehen die Wege der Vorsehung Gottes.

Maria wird helfen, wenn wir mit ihr, vor den Toren unserer gefüllten Scheunen stehend, immer wieder beten: Ohne Zahl! So viel mal, sei gelobt, mein guter Gott!

– Der Schriftleiter

Segnet und ihr werdet gesegnet sein !

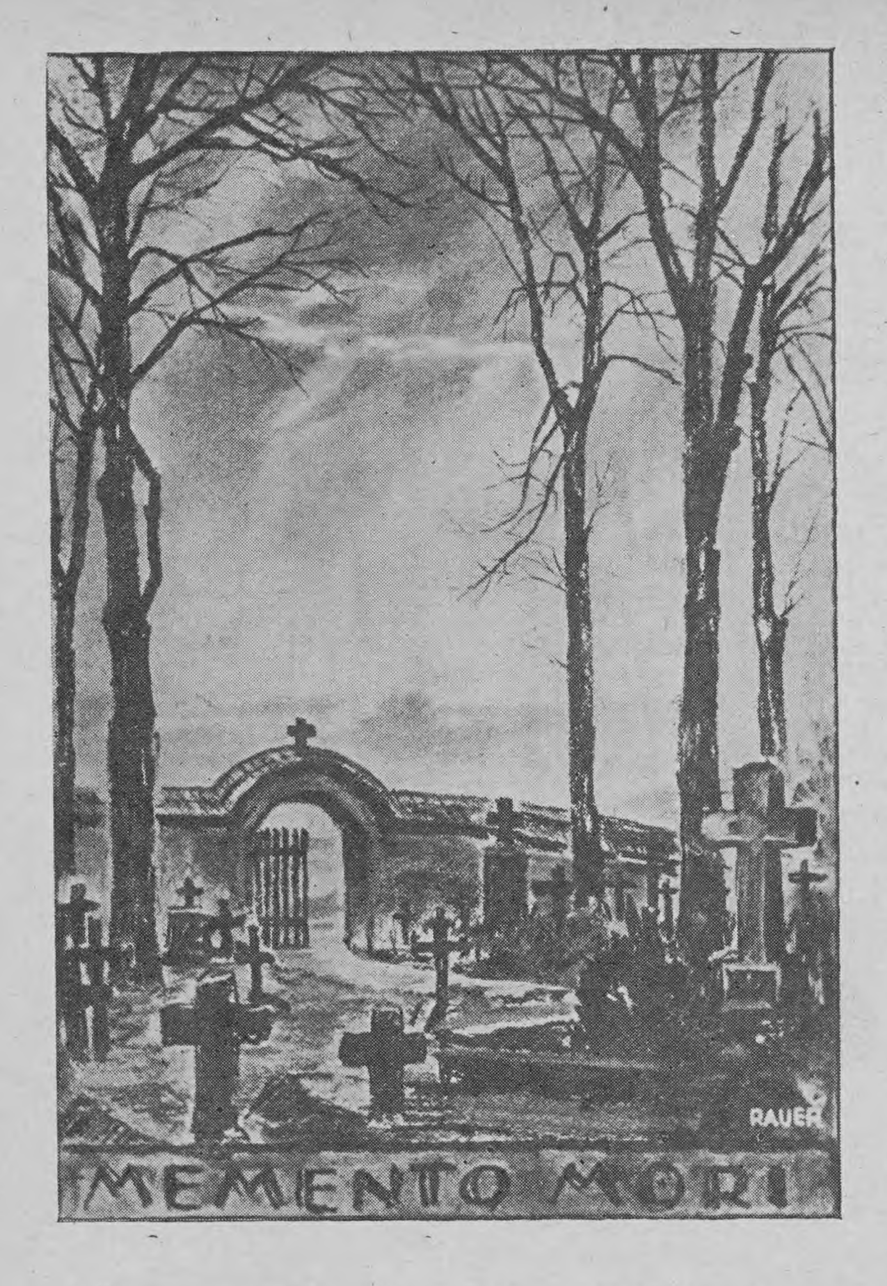
In einer deutschen neueingewanderten Familie fand der Schriftleiter folgenden Brief, den ein Grossvater seiner nach Kanada auswandernden Schwiegertochter und ihren zwei Kindern mit auf den Weg gab. Der Vater dieser Kinder ist im Kriege verschollen. Nach uraltem Christenbrauch gab der Grossvater an seine Nachkommen weiter das Allerwertvollste, was er von seinen Vätern ererbt: Sein Glauben an Gott und sein Vertrauen auf Gott. Wo die in diesem Brief zum Ausdruck kommende Gottestreue herrscht, da kann es nicht fehl gehen. Da bleibt auch Gott mit Seiner ganzen Treue‘ und die ist unendlich.

Liebe Kinder! — „Mächtig im Lande wird sein Stamm: das Geschlecht der Gerechten wird gesegnet!" Es segne Euch Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist!

Diesen Segen nehmt mit hinüber in das ferne Land. Er begleite Euch auf dem Wege und sei Stütze, Schutz und Schirm in jeder schweren Lage. Sucht Euch das Kreuz heim und wird es schwer, dann denkt an unseren Segen. Macht das heilige Kreuzzeichen frisch und mutig bei jeder Gelegenheit, geniert Euch nicht. Bekennet Christus aufrichtig, mutig, und die Krone wird Euch einst sicher sein. Es werden viele Versuchungen allezeit an Euch herantreten: Hebt auf den Blick zu Unserer Lieben Frau von Lourdes, zur unbefleckten Jungfrau Maria, und sie wird Euch ganz bestimmt helfen, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Fraget sie, und sie wird Euch den rechten Weg zeigen. Kommen Stürme angewütet, die Eure schwache Willenskraft bedrohen, Stürme, die Eure Seele zu vernichten suchen, so gebietet ihnen halt mit der mächtigsten Waffe, die Christus uns geschmiedet: Mit dem heiligen Kreuzzeichen!

Liebe Enkelin Ada — lerne fleißig. Tritt heran an jede Wissenschaft. Tue das jedoch nur aus einem Hauptgrund: Gott und Seine liebevolle Mutter besser kennen zu lernen! Sollte Gott Deinen Weg mit Glück segnen, so hüte Dich vor Stolz und Hochmut, dem ersten Pfeil, der zu unserem Falle gegen uns selbst abprallen würde. Bleibe stets gelassen, demütig und liebenswürdig gegen jeden. Kommst Du zur Reife, so prüfe in erster Linie, ob die entsprechende Sympathie mit Christus im Klaren ist. Wenn nicht, dann steure zurück und laß die vermeintliche Sympathie im Winde verwehen. Bleibe fromm Dein ganzes Leben lang. Doch halte den Kopf hoch und sei immer fröhlich, und freue Dich im Namen Gottes und der seligsten Jungfrau Maria.

Und Du, mein lieber Enkel Viktor, auf Dich schaut eine ganze Generation herab. Halte Deinen Stamm in Ehren, bleibe treu und halte felsenfest zu Christus. Mache Deinen Vätern Freude, die ihren Segen auf Dich herabkommen lassen werden. Sollte einmal in Deinem Stamm am Stamme des Christentums gerüttelt werden, so erhebe Deinen rechten Arm und schlage alle Feinde mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes in die Flucht. Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab, und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab! Sollten die Wogen des Lebens einmal über Deinem Haupte zusammenschlagen wollen, so gedenke Deiner Großeltern, die ihre Arme ausgebreitet halten über Dein Haupt und Dich segnen im Namen Gott des Vaters, Gott des Sohnes, und Gott des Heiligen Geistes. S.U.



Entschlafen im Frieden

Osterbotschaft im Allerseelenmonat

Es gibt Sonnenuntergänge von unbeschreiblicher Farbenpracht. Es gibt Abende, da die Sonne wie eine Feuerkugel in einem leuchtenden Meer purpurner Farben zu verglühen scheint. Das natürliche Jahr nimmt gleichfalls von uns Abschied mit einem gewaltigen Finale rotglühender Farbenfülle an Bäumen und Sträuchern in Gärten und Wiesen, Feldern und Friedhöfen! Doch ist es nicht anders als wenn ein Sterbender sich noch einmal mit unbändigem Lebenswillen aufrafft. Es ist das sichere Zeichen nahen Endes, baldigen Verlöschens, Verwelkens. Diese Farben sind aber auch ein Gleichnis für uns, sie erinnern an die, die uns im Tode vorausgegangen und an unseren eigenen Tod. Sie sind daher auch eine ernste Mahnung, ein Memento mori. „Wie ein Gewand veraltet alles Fleisch; von Urzeit gilt die Satzung: Du mußt sterben! So wie am dichtbelaubten Baum die grünen Blätter, wovon die einen dieser abwirft, die andern wachsen läßt, ists auch mit dem Geschlecht von Fleisch und Blut: das eine stirbt, das andere wird geboren!" (Sir. 14, 18)

Wenn wir uns im Monat des Sterbens in der Natur der Gräber unserer Gefallenen und Verstorbenen erinnern, sie mit Blumen und Tannengrün schmücken, wie wenn es sich um unseren eigenen Grabhügel handeln würde, tun wir es nicht wie die, die keine Hoffnung haben, deren Trauer angesichts der Gräber, die ihr Liebstes auf Erden bergen, ihrer Anschauung vom Zustand und Schicksal des Menschen nach dem Tod entspricht. Entweder ist diese Trauer trostloser Schmerz oder Apathie oder Verzweiflung nach Art der antiken Niobe- oder Laokoongruppe.

Christen trauern nicht so wie die, die keine Hoffnung haben. Sie leben aus dem Osterglauben, dessen Frucht die Hoffnung ist, daß die Gräber ihre Beute wieder herausgeben müssen und daß die Leiber wieder auferstehen, um gleichgestaltet mit dem verklärten Leib Christi, vereinigt mit der Seele, Gott in Herrlichkeit zu schauen. Und sie leben in der Hoffnung, daß die Seelen, die in Christus entschlafen sind, durch die Gnade Gottes dem Ort der Erquickung, des Lichtes und Friedens entgegengehen.

Christliche Hoffnung über Tod und Grab hinaus rechnet aber auch mit der göttlichen Gerechtigkeit, menschlicher Schuld und der Notwendigkeit der Sühne. Sie weiß um den Läuterungsberg des Fegfeuers. Christlicher Glaube betrachtet diesen Ort nicht als Ort des Schreckens, als eine Art Hölle, sondern so wie ihn Dante,

der tief christliche Dichter Italiens, in seinem Purgatorio zeichnet, als einen Ort göttlicher Gnade und Milde. Die Seelen, die dort ihre zeitlichen Sündenstrafen verbüßen, können von sich aus keine Verdienste mehr erwerben, nichts tun, um ihre Strafen, die Verbannung aus Gottes Nähe sind, abzukürzen. Deshalb rufen sie uns Überlebende zu jener Liebe, die uns verpflichtet, für die Verstorbenen Fürbitte einzulegen. Dante bezeugt in seiner herrlichen Fegfeuerdichtung welch großer Segen die Fürbitte der Kirche am Grabe der Verstorbenen, besonders die Fürbitte des eucharistischen Opfers, nicht nur für die armen Seelen, sondern auch für uns, die Fürbittenden selbst, stiftet. Deshalb hat ja auch der milde Abt Odilo von Cluny († 1048) 998 für alle Kluniazenserklöster zu Anfang des Totenmonats den Gedächtnistag Allerseelen angeordnet, und Pius X. hat dieses „Hochfest der armen Seelen" auf die ganze Kirche ausgedehnt und jedem Priester eine dreimalige Feier des eucharistischen Opfers erlaubt. Auf diesen Tag setzen die armen Seelen ihr ganzes Vertrauen, enttäuschen wir sie nicht! Aber auch darüber hinaus ist jede heilige Messe, jedes Gebet, jeder Rosenkranz von großem Wert für sie.

Im Lichte dieser frohen Hoffnung, daß der Tod nicht das Ende, sondern Aufbruch zu neuem, wahren Leben ist, hat selbst „der letzte Feind Gottes", eben der Tod, seinen Schrecken verloren. Von hier aus, von der Entmachtung des Todes, wird es verständlich, wie Paulus das uns so hart berührende Wort sagen konnte: „Ich wünsche aufgelöst und mit Christus zu sein!" „Leben ist mir Verlust, Sterben Gewinn!" Ein Paulus sehnt sich also nach Tod und Auflösung, wovor doch die Natur zurückschreckt, denn Paulus weiß um die Wiedervereinigung von Seele und Leib in österlicher Verklärung und Auferstehung.

Christus hat die Einstellung des gläubigen Menschen zum Tod von Grund auf gewandelt. Vorbei ist der Pessimismus der griechischen Philosophie, die im Hinblick auf das vom Tod-bedrohte Sein menschlicher Existenz klagte: „Es ist besser nicht geboren zu sein, ist man aber am Leben, so ist es das beste, so bald wie möglich wieder zu verlöschen." Auch die Verzweiflung des altdeutschen Heldenepos Edda kennt nur eine Unsterblichkeit der ruhmvollen Helden: Besitz stirbt, Sippen sterben, du selbst stirbst wie sie, nur eines weiß ich, was ewig bleibt, der Toten Tatenruhm!" Im Osterlicht zerbricht diese Verzweiflung ebenso wie die resignierte Haltung der modernen Existentialphilosophen angesichts des einzig Sicheren in diesem dem Tode entgegenführenden Dasein.

Für die Osterhoffnung ist nur dort Raum vorhanden, wo jener Osterglaube lebendig ist und immer neu belebt wird, von dem die Kirche in der Totenpräfation singt: „In Christus leuchtet die Hoffnung seliger Auferstehung. Wohl drückt das unabänderliche Todeslos uns nieder: allein die Verheißung künftiger Unsterblichkeit richtet uns empor. Deinen Gläubigen, Herr, kann das Leben nicht geraubt werden!" A.R.

Der Vater weiss, wessen wir beduerfen

Schöneres, Tröstlicheres findest du nicht als das Hohelied, das der Herr auf die Vorsehung des Vaters in die Drangsale und Dunkelheiten des Menschenlebens hinein angestimmt hat.

Die Sorge des Vaters im Himmel für uns ist inniger als für alle blühenden, singenden, kreisenden Welten seiner Schöpfung. Uns faßt seine Hand enger, uns schlägt sein Herz näher. Dieses Wort des Herrn wird von den traurigen Erfahrungen des Lebens nicht umgestoßen. Das Evangelium selber verspricht ja keineswegs ein Märchenland. Wenn auch Gott für uns sorgt, selbst bis hinunter zu dem, was wir essen, womit wir uns bekleiden, enthebt uns diese Sorge Gottes doch nicht der eigenen. Ja, Gott will für uns zuerst durch uns selber sorgen. Ausdrücklich sagt darum gerade das Vorsehungsevangelium, daß trotz der Vorsehung „jeder Tag seine Plage" habe. Selbst schweres Leid, selbst Not und Tod kann über ein von der Vorsehung behütetes Leben hereinbrechen.

Die Hauptsache, die zuerst und allem andern vorangehen muß, ist „das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit." Daraufhin ist die Vorsehung besonders gerichtet. Vorsehung muß darum nicht notwendig „Nahrung", „Kleidung" bringen. Vorsehung kann auch mit Mangel und Hunger zusammen bestehen. Das Irdische kann für das Ewige Hilfe, aber oft genug auch ein Hindernis sein. Nur der Vater kann wissen, „wessen wir bedürfen", ob das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit in uns durch Glück und Genüge oder durch Entbehrung und Enttäuschung wachsen soll. Otto Hophan O.F.M. Cap.



Maria im November

vom Schriftleiter

Im 12. Kapitel des Buches Tobias der Hl. Schrift lesen wir: „Es ziemt sich, Gott zu preisen und Seinen Namen zu verherrlichen, indem ihr die Taten Gottes rühmend erzählt!“ Und wie es sich ziemt, und wie es uns drängt, rühmend von den Taten der Liebe Gottes zu reden, so ziemt es sich auch, immer wieder von ihr zu sprechen, die des fleischgewordenen Herrn und unsere hochgebenedeite Mutter ist.

Als wir am 8. Dezember des vorigen Jahres das große Marianische Jahr zuende gehen sahen, nahmen wir uns alle noch einmal im Herzen vor, Maria nie zu vergessen; ihre Feste froh und fromm zu feiern; immer unter ihrem Schutz und Schirm zu wandeln; ihren Namen zu verehren und zu preisen vor allen Menschen; ihrem Beispiel zu folgen, bis auch wir gelangen zur Fülle der Gnade und des Lebens Christi in unseren Seelen.

Liebe, herzerwärmende Marientage hat der Monat November. Marienfromm hat uns das Marianische Jahr gemacht, marienfromm wollen wir auch Maria im November betrachten und feiern, beten jeden Tag zu Maria Immerhilf!

Maria von der Fürbitte

Am Samstag nach Allerheiligen, das ist dieses Jahr am 5. November, feiern wir das Fest „Maria von der Fürbitte.“ Wir beginnen den Monat November mit Allerheiligen und Allerseelen. Eine große, heilige Gemeinschaft bilden wir Christen der Erde mit den Heiligen des Himmels und mit den Seelen im Reinigungsorte. Eine füreinander bittende und miteinander Gott preisende Gemeinschaft ist die triumphierende, die streitende und die leidende Kirche. Einer bittet da vor Gottes Thron für den andern: Die Heiligen für uns, und wir für die Seelen im Fegfeuer. Und alle zusammen lieben und loben wir den ewigen Vater durch Jesus Christus den Sohn im Brausen des Heiligen Geistes.

Mächtig ist die Fürbitte der Heiligen. Die Macht, die sie haben, hängt ab von der Fülle der Gnade und der Liebe ihrer Herzen.

Als Königin aller Heiligen wurde Maria mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Wer von allen Heiligen kann wohl jene Fülle der Gnade, jenen Reichtum von heiligster Gottes- und Menschenliebe vor Gott aufglühen lassen, wie sie aus Marias Seele flutet?

Maria ist die Mächtigste im Kreise der himmlischen Fürbitter, denn sie ist das einzige Geschöpf „voll der Gnade“ und „das einzige Geschöpf, das Gott nie beleidigt hat. Alles, um was der Sohn den Vater bittet, wird Ihm gewährt, und alles, um was die Mutter den Sohn bittet, wird ihr auch gewährt“ (St. Johannes B. Vianney).

„Übermächtige Fürbitterin" wird Maria von der Kirche des Ostens genannt. Maria bittet immer für uns, und mächtig ist ihr Wort vor Gott. „Seit ihrem Heimgang", schreibt Leo XIII. in ‚Fidentem piumque', „begann Maria nach göttlichem Ratschluß so über die Kirche zu wachen, so mütterlich uns Beistand und Gnade zu leihen, daß sie, begabt mit geradezu unbeschränkter Gewalt, die Ausspenderin der aus dem Geheimnis der Erlösung des Menschengeschlechtes für alle Zeiten fließenden Gnade wurde."

„Maria von der Fürbitte" flehen wir am Samstag nach Allerheiligen. Das Fest wurde vom christlichen Volk als „Fest Maria Fürbitte für die Armen Seelen" geschaffen. In vielen Diözesen wird es gefeiert. Ganz besondere Verehrer Mariens von der Fürbitte war der hl. Alfons Liguori. In Rom wird in der Kirche des hl. Dominikus und Sixtus ein Bild „Maria von der Fürbitte" schon seit vor 1219 verehrt. Einer alten Legende nach soll dieses Marienbild vom hl. Evangelisten Lukas stammen.

Maria von der Fürbitte — bitte für uns!

Mariä Schutz

Am 8. November feiern wir das Fest „Mariä Schutz". Glaubende, hoffende, liebende Seelen des Spätmittelalters haben uns die bekannten „Schutzmantelmadonnen" hinterlassen. Bilder, auf denen Maria mit weitausgebreitetem Mantel dargestellt wird. Päpste, Kaiser, Krieger, Bauern, Mönche, Hausfrauen, Kinder, Knechte und Bettler drängen sich unter den „Schutz und Schirm" des Mantels Mariens. Jeder möchte voll Zuversicht wenigstens das Knie der Mutter berühren, denn dort, bei Maria, fühlen sie sich geborgen gegen alles, was sie fortreißen könnte von der Liebe Gottes.

Seit den Tagen des Urchristentums, durch die Jahrhunderte des Mittelalters bis in unsere Zeit hinein hat die Christenheit erfahren können, wie hellhörig Christi Mutter ist, wie sie, die Mutter aller, immer zugewandt ist der Not der Menschen. Ungezählt sind die Taten, die Maria im Laufe der Geschichte durch die Allmacht ihres Sohnes wundersam auf Erden wirken konnte. Dörfer, Städte, ganze Länder — ja die ganze Welt (am 31. Oktober 1942 durch Papst Pius XII.) wurden unter den Schutz und Schirm Mariens gestellt. Und mit welchem Erfolg! Kriege und Siege und Steine und Wände legen Zeugnis ab von Marias großem Schutz, den sie jenen verleiht, die sie anrufen.

Neueinwanderer, die den letzten Krieg in Deutschland miterlebt, erzählen uns, wie innig und wie von allem Hoffen durchglüht sie während rasender Bombennächte in ihren Schutzkellern sangen. „Maria breit' den Mantel aus, mach Schutz und Schild für uns daraus; laß uns darunter sicher stehn, bis alle Stürm' vorübergehn! Patronin voller Güte, uns allezeit behüte!"

Maria behütet — behüte auch uns!

Mutter der göttlichen Vorsehung

Dieses Fest wird am Samstag vor dem dritten Sonntag im November — dieses Jahr am 19. November — gefeiert. Bereits vor dem Jahre 1660 wurde das Fest „Maria von der göttlichen Vorsehung" in Lissabon gefeiert. 1774 wurde eine Erzbruderschaft unter diesem Titel gegründet. Im Scherbenviertel Roms ist eine Kirche der Mutter der göttlichen Vorsehung geweiht.

Mutter der göttlichen Vorsehung! In Marias Schoß hat Christus geweilt, der „Bote des großen Ratschlußes." Heilige und hochgelehrte Männer vergangener Jahrhunderte schrieben über die Gottes Jungfrau: „Du hast in deinem Schoße Gottes gesamte Vorsehung umschlossen und mütterlich gehegt. Dir hat Gott anvertraut das Amt der Gnadenausteilung. Bahne vom Himmel herab der göttlichen Vorsehung so den Weg, leite Gottes Gnade und unser Leben so, daß wir zum Heil gelangen. Halte fern von uns alles Schädliche und gewähre uns alles das, was uns heilsam ist."

Mutter der göttlichen Vorsehung — durchdringe die Pläne der göttlichen Vorsehung mit deinem fürbittendem Gebet!

Mariä Opferung

Am 21. November feiern wir Mariä Opferung. Frommer Überlieferung gemäß soll St. Anna, die Mutter Mariens, nach der Verkündigung der Geburt der Gottesjungfrau durch einen Engel das Gelübde gemacht haben, dieses Kind dem Herrn als besonderes Weihgeschenk aufzuopfern. Mit drei Jahren soll Maria von ihren Eltern zum Tempel gebracht und Gott geweiht worden sein.

Das Fest „Mariä Opferung" wurde bereits im 8. Jahrhundert im Osten unter dem Namen „Einzug der Gottesmutter in den Tempel" gefeiert. In Rom wurde es zum ersten Male im Jahre 1372 feierlichst begangen. Papst Sixtus IV. ordnete es im Jahre 1472 für die ganze Kirche an.

Das Fest „Mariä Opferung" will darauf aufmerksam machen, daß Maria, die Gott-Geopferte, ganz auf den Willen Gottes eingestellt war. Seit den Tagen ihrer Kindheit, seit der Verkündigung der Geburt Christi, seit der Nacht von Bethlehem bis zum Karfreitag — ja bis zum Ende ihres Lebens hier auf Erden, kannte sie nur ein Gesetz: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn! Mir geschehe nach deinen Worten!"

Leuchtendes Vorbild der ganzen und ungeteilten

Hingabe an den heiligen Willen Gottes ist uns Maria. Und nicht nur das: Nach dem Verlangen des Herzens Mariens, Gott immer und ewig zu lieben, brennt kein Verlangen so heiß in ihrer Seele als der Wunsch, keinen Tropfen des Erlöserblutes ihres göttlichen Sohnes verloren gehen zu lassen. Dieses Blut ist geflossen vom Kreuze auf dem Berge Golgatha, dieses Blut fließt immer noch in mystischer Form während der heiligen Messe auf den Höhen der christlichen Altäre.

Jeder Tropfen dieses Erlöserblutes fließt für jeden Menschen. Das Blut Christi wirkt aber nur dort erlösend, wo der Mensch sich einfügt in den Willen des ewigen Vaters. Maria aber wirkt und bittet für jeden einzelnen, auf daß sie alle mit ihr beten zu Gott und mit ihr seien vor Gott „Mägde und Knechte des Herrn", denen immer geschehe „nach Deinen Worten."

Leite auch unseren Willen, o mächtigste Fürsprecherin bei Gott und Hilfe der Christen, auf daß wir werden wie du es immer warst: Knechte und Mägde des Herrn und Kinder des ewigen Vaters!

Die wundertätige Medaille

Immer weiter verbreitet sich die Sitte, vor dem Führersitz des Autos ein Maskottchen — ein kleines Äffchen, Kätzchen, einen Elefanten usw. — baumeln zu haben. Es soll vor Unglücksfällen „beschützen". Man glaubt fest und ängstlich daran.

Der Gläubige weiß auch, daß Unglücksfälle im Leben keine Seltenheit sind. Ja, der Gläubige sieht sich noch viel mehr von Gefahren umgeben als der Ungläubige, weil ja der Glaube doch nicht nur an Gefahren für das Leibesleben, sondern auch an Unglücksfälle der Seele glaubt. Seit den Anfängen der menschlichen Geschichte sucht man schon auf Erden Sicherung gegen Gefahr und plötzliche Not. Der Gottliebende Mensch ist auch nicht anders. Er sucht sich jedoch Sicherung dort, wo er die Mächte des Lebens weiß: Aus der himmlischen Welt.

Nicht im Aberglauben tragt der Christ die „Wundertätige Medaille" Mariens. Wir tragen sie im heiligen Glauben an Gottes Macht, in sicherem Vertrauen auf Mariens Schutz in jeder bösen Stunde. Wir tragen sie nicht nur zum Schutze unseres Leibeslebens, sondern ganz besonders zum Schutze der Seele, die Maria uns immer auf Gott gerichtet halten soll, wenn Unglück kommt und Angst und Tod.

Das Fest der „Wundertätigen Medaille" Mariens wird am 21. November gefeiert. Im Jahre 1830 war die Mutter des Herrn der Klosterschwester Katharina Laboure in Paris erschienen, und zwar in einem Bilde, wie wir es auf der wundertätigen Medaille sehen. Maria ermutigte uns durch Katharina Laboure, diese Medaille immer mit uns zu tragen — ein Erinnerungszeichen an Maria's Schutz, Hilfe und Gnadenmacht bei Gott. Papst Leo XIII. gestattete am 23 Juli 1894 die Feier eines Festes Unserer Lieben Frau von der wunderbaren Medaille.

Es ist noch keiner fehlgegangen, der diese Medaille an sich trägt oder sie andern gibt. Ungläubige und Halbgläubige mögen lächeln und die Medaille „Aberglauben" nennen. Warum lächelt man wohl nicht über die vielen Maskottchen unserer Autofahrer, Flieger, Schauspieler, Sportler usw.? Warum regt man sich wohl mehr über die „Wundertätige Medaille" als über diese Dinge auf?

Möge Maria uns festhalten in den Reihen jener, die durch ihr Glauben und aus Liebe zu Gott „einfältig" werden. Diese Einfalt vor Gott und in Gott hat sich bewährt!

Wenn in diesem Monat der 21. November kommt, das Fest der wundertätigen Medaille, dann sehen wir nach, ob die Medaille auch in unseren Familien ist: an der Brust des Vaters und der Mutter und jeden Kindes. Trage Marias Namen und Marias Zeichen mit dir, auf daß es dich immer erinnere an Marias Sorge um dich, an Marias Schutzmacht, und an den Willen Gottes, der da fordert, daß wir so werden wie Maria: Voll der Gnaden und immer und überall Kinder Gottes!

Unbeflecktes Herz Mariens

Was dem Frühling Blütenschnee,
was dem Strom die ew'ge See,
was dem Berg der Firnenglanz,
was der Braut der Myrtenkranz –
ist dein reinstes Herz für mich!—

Was dem Sommerfeld das Korn,
was dem Wüstensand der Born,
was Altären Ampellicht,
was dem Dichter sein Gedicht –
ist dein reinstes Herz für mich!

Was der Dürre reicher Regen,
was dem Herbst der Erntesegen,
was dem Dornstrauch erstes Blühn –
was der Nacht der Sterne Glühn,
ist dein reinstes Herz für mich!

Wilbrada Maria Duft, Menzingerschwester

Geisterhand

von Franz Schrönghamer-Heimdal

Mein Bub, der Lenzl, hat schon am ersten Tag in den wilden Krieg fortmüssen. Du kannst dir denken, daß uns allen das Herz geblutet hat, und dem Lenzl selber ist's auch nicht geheuer gewesen. Es ist ja klar: wenn eins an rein gar nichts denkt und mitten aus dem Kornschnitt herausgerissen wird. So, jetzt nimmst statt der Sense den Schießprügel in die Hand und laßt dich niederschießen oder niederstechen im Schlachtgetümmel, wo sie mit den gröbsten Trümmern aufeinander losgehen und dreinhauen wie Drescher. Es ist ein bitterharter Abschied gewesen von dem Buben, und wie ihm selber ums Herz gewesen sein mag, das läßt sich leicht denken. Seiner Schwester, die noch mit ihm auf die Bahn gegangen ist, hat er's auch gesagt: Wirst es sehen, Reserl, heimkommen tu' ich nimmer.

Auf dem Weg zur Bahn ist er alle Augenblick' stehen geblieben und hat umgeschaut auf sein Heimatl.

Das weißt selber, wie wir Bauern an der Heimat hängen, gar erst so ein junger Mensch wie der Lenzl. Oft hat er gesagt: Leut, so schön ist's auf der ganzen Welt nirgends wie auf unserer hellen Höh'.

Und jetzt hat er fortmüssen in den Krieg!

Es steht nicht lange an, da schreibt er uns schon Feldpostbriefe und -karten, daß es ihm noch gut geht. Aber viele seiner Kameraden hat es schon gerissen, und wenn die Geschichte so weiter geht, ist der Krieg bis auf Michaeli gar, weil bis dahin alle Kämpfer hüben und drüben tot oder bresthaft sind.

Derweil ist nachher der Grabenkrieg angegangen, wo's nicht mehr soviel Leut' gekostet hat, und die Geschichte zieht sich in die Läng' wie ein Strudelteig.

Im Schützengraben hat der Lenzl mehr Zeit gehabt zum Schreiben und da schickt er uns allerhand Zeugs wie Granatsplitter und Spitzgeschosse von den Feinden. Auch eine Fotographie von ihm ist dabei, aber kaum zum Erkennen, weil er schon einen Vollbart gehabt hat, der Lenzl, und das Eiserne Kreuz hat er auch schon auf der Brust.

Ich tu' die Sachen alle in das Wandkästl in der Stube, wo der Bauer seine Wertsachen und Amtsschreiben aufhebt. Die Fotographie lege ich so hin, daß ich sie beim Aufsperren des Kästl gleich sehe, und die Granatsplitter und Spitzgeschossen stelle ich in einem Schachterl daneben. Das Schachterl ist mit einem Deckel verschlossen. Das Wandkastl ist alleweil zugesperrt. Kein Mensch kann hinein als ich weil ich den Schlüssel dazu hab'.

Und jetzt kommt das Merkwürdige: Wie ich an einem Sonntag früh das Kastl aufsperre, um meine Sackuhr zum Kirchgang herauszunehmen, da sehe ich, wie aus dem Schachterl ein Spitzgeschoß, wie's die Engländer haben, gefallen ist. Und die Spitze von dem Geschoß liegt mitten auf der Stirne vom Lenzl oder eigentlich von seiner Fotographie.

Wer hat das Schachterl mit den Geschossen aufgemacht und das Geschoß da mit der Spitze gerade dem Lenzl auf die Stirne gelegt?

Aber kein Mensch im ganzen Hause weiß etwas. Niemand hat's getan. Es hätte ja auch niemand ins Kastl können, weil ich allein den Schlüssel dazu hab' und weil es ständig zugesperrt ist.

Ich denke mir diesmal noch nichts Besonderes, obwohl mir die Geschichte schon im Kopf umgeht, als ginge es nicht ganz mit rechten Dingen zu. Ich lege das Geschoß wieder in die Schachtel und stülpe den Deckel darüber.

So vergeht die Woche und die Geschichte ist vergessen.

Wie ich am nächsten Sonntag wieder das Wandkastl aufsperre wegen der Sackuhr, da liegt halt das englische Spitzengeschoß wieder auf der Stirn vom Lenzl, genau in der Mitte wie das erstemal.

Diemal läuft's mir schon eiskalt über den Buckel herunter. Auweh, denk' ich mir, jetzt hat's was. Aber alleweil hab' ich noch nicht glauben können, daß es da etwas Besonderes hätte, obwohl ich mir die Sache nicht erklären konnte. Ich habe die Hausleute scharf ins Gebet genommen, aber niemand will es getan haben.

Jetzt überzeugst du dich auf eine andere Weise, denke ich mir, und tu das Geschoß wieder in die Schachtel und den Deckel drauf.

Jetzt hab' ich wissen wollen, ob es da mit rechten Dingen zugeht oder nicht, und gleich mache ich die Probe. Ich lege eine Petschaft über das Schlüsselloch im Wandkastl, daß mir niemand hinein kann.

Wie ich von der Kirche heimkomme, überzeuge ich

mich gleich, daß die Petschaft unversehrt ist. Ich nehme sie weg und sperre das Kastl in Gegenwart aller Hausgenossen auf. Da liegt halt das englische Geschoß wieder mitten auf der Stirn vom Lenzl, genau wie die beiden anderen Male.

Und jetzt haben wir's gewußt, daß da nur eine Geisterhand im Spiel sein konnte, eine Hand, für die es keine Türen, Schlösser und Mauern gibt, eine Hand, die überall hin kann.

Und wenn ich recht rate, ist's der Lenzl selber gewesen.

Und jetzt kommt etwas Merkwürdiges. Einige Tage später kriegen wir aus dem Felde die traurigste aller Botschaften: Der Lenzl ist als Held fürs Vaterland gefallen, und zwar durch ein englisches Geschoß. Schuß mitten durch die Stirne. Seine Feldmütze mit dem Einschuß ist als letztes Andenken an unseren braven Lenzl der Botschaft beigelegen.

Sein Geist ist also dagewesen wie er gefallen ist, und hat uns sein Sterben im Feld ganz deutlich gezeigt. Drum ist das englische Spitzengeschoß allemal wieder auf seiner Stirne gelegen. Der Lenzl selber hat es hingelegt mit seiner Geisterhand.

Du hast mich gerufen

Ein Mensch, dem sein vorgeschrittenes Alter ebenso wie die Dürftigkeit seiner Lebensumstände viel zu schaffen machte, hatte die leidige Gewohnheit angenommen, bei jedem Ungemach den Tod anzurufen, er möchte ihn doch von der Plage des Lebenmüssens befreien! Und wie es denn zu geschehen pflegt, wenn man sich lange genug etwas einredet: Allmählich glaubte er felsenfest an den Ernst seines Wunsches und häufte sogar Schimpf und Spott auf den Knochenmann, als dieser ihm nicht zu Willen war, sondern eigensinnig ausblieb.

Nun, eines nebligen Wintertages geschah es, daß ihm das Astholz zum Feuermachen ausgegangen war und er mißmutig in den Wald hinüberschlurfte, um sich unter Stöhnen und Verwünschungen ein Bündel Reisig zu sammeln, das jedoch allzu schwer geriet, als daß er es hätte in einem Zuge nach Hause tragen können. Verärgert setzte er deshalb die Bürde unterwegs ab, schalt Stein und Bein über all und jedes und wünschte sich wieder einmal für immer tot und begraben.

Da trat aus dem Nebel zwischen den weißbereiften Büschen am Wegrand eine weißverhüllte Gestalt hervor, die sprach mit tiefernster Stimme: „Du hast mich gerufen hier bin ich."

Nun also, jetzt standen sie sich gegenüber, regungslos, Auge in Auge, einer dem andern zum Greifen nahe, der Tod und der Mensch, dessen langgehegte Sehnsucht er war. Aber warum ging er nicht mit, nun, da der Verlangte vor ihm stand? Warum rief er nicht: „Endlich!", ließ sich nicht bei der Hand nehmen und fortführen in das Land ohne Plagen und Schmerzen, sondern stand nur und starrte und brachte kein Wort heraus?

„Du hast mich gerufen", wiederholte langsam der Tod, „was soll ich?"

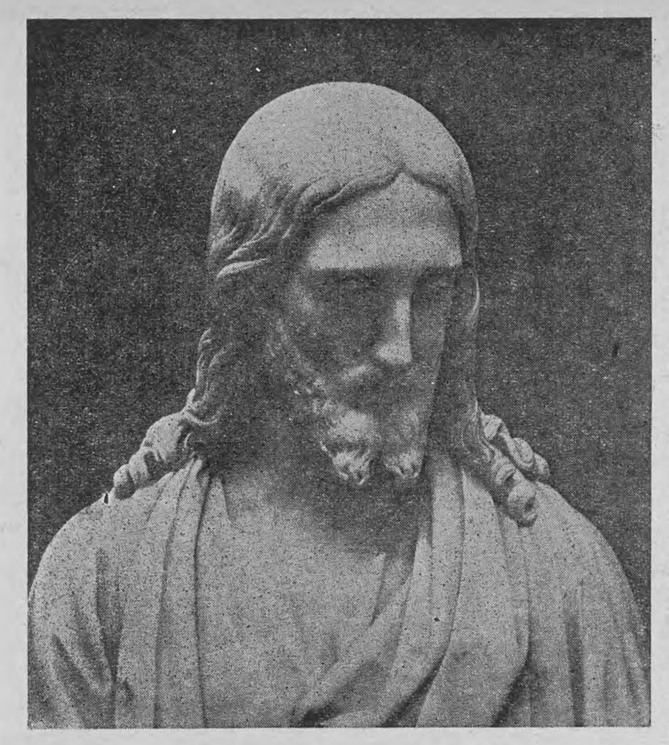
Da kam plötzlich Leben in das fürwitzige, jetzt angstschlotternde leichenblasse Menschlein, und es stotterte ungereimt darauflos:

„Ich . . . rief dich? Ach ja, du solltest . . . hier das Brennholz . . . ich dachte, du könntest mir helfen, das Brennholz auf die Schultern zu heben . . . es ist so schwer . . ."

Der Weißverhüllte blickte ihn schweigend an aus seinen leeren Augenhöhlen. Und schweigend setzte er einen Fuß vor, um näherzutreten. Nur einen Fuß . . . da schrie der Mensch vor Entsetzen schon auf, warf die Hände hoch und rannte, rannte was Beine und Lungen nur hergaben, heimzu, weg, nur weg von dem angeblichen einzigen Ziel seiner Sehnsucht . . . .

**Gib Worte deinem Schmerz,
so ist er dir benommen;
Gib Worte deiner Lust,
so ist sie dir entkommen.**

Fr. Rückert



KLEINES KAPITEL:

Ich brauche Eure Haende

Nach dem Krieg lag die Pfarrkirche in Schutt und Asche. Man ging daran aufzuräumen und wieder aufzubauen. Unter dem Gewirr der Trümmer las man auch die Einzelteile der einst so verehrten steinernen Herz-Jesu-Statue zusammen. Ein geduldiger Jungmann fügte die Stücke wieder aneinander Nur die Hände mit den dünngliedrigen Fingern ließen sich nicht mehr finden und zusammensetzen. So stand eines Tages das Bild des heiligsten Herzens wieder auf seinem Sockel und sah aus wie ein Kriegsversehrter und war es auch in Wirklichkeit. Darunter aber schrieb der Pfarrer: „Ich brauche Eure Hände."

Und darüber hielt er eine Predigt. Er wies seine Pfarrkinder darauf hin, wieviel Gott durch Menschenhände als seinen bevorzugten Werkzeugen tut, angefangen von den erhabensten Sakramenten, die er durch Menschenhände spenden läßt, bis zu den scheinbar einfältigen Diensten, welche eine Mutter oder ein Krankenwärter oder eine Kinderschwester verrichten. Dies sei gottgewollte Heilsordnung, daß die Menschen ihre Hände zur Verfügung stellen. Drum denke er auch gar nicht daran, die handlose Erlöserstatue renovieren zu lassen. Gerade in dieser Verfassung spreche der Herr am eindrucksvollsten:

„Siehe, unsere Zeit schlägt Wunden; mir hat sie die Hände genommen. Vielen meiner Priester, meiner Brüder und Schwestern im Fernen und im Nahen Osten sind die Hände gebunden. Aber auch anderswo versucht man es, die Christen am Handeln — das kommt von „Hand" — zu verhindern. Drum brauche ich eure Hände. Alle eure Hände, und keiner soll sie mir verweigern. Ich brauche eure Hände, ihr Söhne, um sie zu Priesterhänden zu salben und zu weihen; ich brauche eure Hände, Töchter, um ihnen Liebe, Güte, Sanftmut einzugeben für den Dienst der Caritas; ich brauche eure Hände, Väter und Mütter, um allen Kindern jenen Segen weiterzuvermitteln, den ich gespendet habe mit den Worten ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen!'; ich brauche eure Hände, Kinder, daß sie sich falten zum Gebet, das durch die Wolken dringt; ich brauche eure Hände, ihr Erwachsenen, zur Abwehr alles Unrechts, als Schild der Unschuld, zur Steuer der Wahrheit, zur männlichen Tat in Kirche und Staat; ich brauche eure Hände, ihr Kranken, damit sie — ergeben auf das Lager gebreitet — still demonstrieren, daß Leiden nicht weniger bedeutet als Leisten; ich brauche eure Hände, ihr Reichen, damit sie den Überfluß bringen der euer Heil gefährdet; ich brauche eure Hände, ihr Armen, um den Überfluß der andern hineinzulegen — sonst werden eure Hände zu Fäusten; ich brauche alle Hände dieser Gemeinde; ich brauche keine neuen steinernen Hände, ich brauche eure lebendigen Hände."

Hier muß ich aufhören mit meiner Schilderung. Hier muß jeder von uns selber weitermachen. Es ist nicht schlimm, wenn die Geschichte nicht zu Ende erzählt wird, aber es wäre furchtbar, wenn sie nicht zu Ende ge„hand"elt würde. Unter dieses kleine Kapitel müssen wir alle schreiben: Fortsetzung folgt. Und diese Bemerkung muß bedeuten: Der Herr braucht meine Hände — ich stelle sie ihm zur Verfügung. Auch wenn unsere Gemeinde gut durch den Krieg gekommen ist, auch wenn darin kein Erlöserbild mit abgeschlagenen Händen steht: Christus braucht überall Werkzeuge und Werkleute, braucht überall Christenhände, die in seinem Sinne segnen und schenken, aufrichten und wohltun, aufräumen und die neuen Zeiten bauen.

„Kannst du nicht Dombaumeister sein,
Behau als Steinmetz deinen Stein;
Fehlt dir auch dazu Geschick und Verstand,
So trage Mörtel herbei und Sand!" A.K.

Das „Gebetlaeuten"



Es ist ein schöner und seit alter Zeit bestehender, frommer Brauch, daß Glockenklang die Gläubigen in Stadt und Land zu Zeiten, in denen kein Gottesdienst die Leute zur Kirche ruft, zum Gebete, ganz gleich, wie oder bei welcher Arbeit der einzelne sich befindet, mahnt — sei es zum Gedächtnis an das Kommen des Erlösers in diese Welt, an Sein Leiden und Seinen Tod, sei es, um der Macht Satans, die sich in Wetter- oder Kriegskatastrophen austoben kann, wirksam zu begegnen. Der hl. Benedikt erkennt sogar im Klang der Glocke die Stimme Christi selbst, „der das christliche Volk ruft, sich Seinem göttlichen Gebete beizugesellen"; vertraute er doch dem Abt als dem Stellvertreter des Heilandes die Aufgabe an, durch das Glockenzeichen den Beginn des „Opus Dei" anzukündigen.

Wir wollen hier in einem kurzen Geschichtsüberblick die Entwicklung der verschiedenen Arten des „Gebetläutens", wie sie auch heute noch üblich sind, zurückverfolgen, um daraus neues Verständnis und damit neue Liebe zu diesem frommen Brauch, der in weitesten Schichten des gläubigen Volkes wohl bekannt ist, zu schöpfen.

Am bekantesten ist wohl das sogenannte „Angelus"-Läuten. In der Morgenfrühe, am Mittag und am Abend erklingen die Glocken der Kirchen in dreimaligem Absetzen, wobei jedesmal ein kurzer Vers mit einem „Ave Maria" gebetet wird. Man könnte dieses dreimalige Gebet am Tage gleichsam die „Laudes", die „Sext" und die „Vesper" des Volkes nennen, wobei dankbaren Herzens der Engelsbotschaft vom Kommen des Erlösers gedacht wird. Damit ist die Bitte verbunden, daß wir auch einst „zur Herrlichkeit der Auferstehung geführt werden" („Oratio"). In der österlichen Zeit wird anstatt dessen das „Regina Coeli" gebetet.

Die geschichtliche Entwicklung dieses „Angelus"-Läutens ist etwas verwickelt — den Gebrauch des abendlichen Läutens finden wir seit dem dreizehnten Jahrhundert, im vierzehnten Jahrhundert wird dann auch morgens geläutet, erst mit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts jedoch erklingen auch mittags die Glocken zum Gebete, zuerst nur am Freitag aufgrund einer Anordnung von Papst Calixt III., 1456, an allen Tagen, und zwar auf Geheiß des Papstes mit der „Intentio" gegen die Türkengefahr und die Bedrohung durch die Sekten. So ist also das mittägliche Läuten des „Angelus" ursprünglich ein Gebetsläuten zur Abwehr der Gefahren vonseiten der Ungläubigen.

Erst im sechzehnten Jahrhundert wurde dann dieses dreimalige Läuten am Tage als zusammengehörig empfunden und im siebzehnten Jahrhundert von zahlreichen Synoden empfohlen. Das heutige Schlußgebet nach dem „Angelus", „Gratiam Tuam", taucht in seinem ersten Teil zuerst in einem italienischen Katechismus (Venedig, 1560), in seiner Ganzheit zuerst 1612 auf. Auch in unserer Zeit kann beim „Angelus"-Läuten sowohl der Menschwerdung des Gottessohnes als auch der Gefahr gedacht werden, die uns von Ungläubigen droht, und es wäre wohl ein sehr schöner Gedanke, wenn sich alle Christen beim Läuten der Mittagsglocken an Gott mit der innigen Bitte wenden möchten, Er möge die drohende Gefahr des Ostens bannen.

An das Läuten am Abend schließt sich dann das sogenannte „De Profundis"-Läuten zum Gedächtnis an die Toten an.

Am Donnerstagabend tritt in unsern Breiten (Österreich) noch das „Angstläuten", zum Andenken an die Todesangst Christi am Ölberg. Es wird hierbei nach dem Versikel: „Christus ist für uns gehorsam geworden bis zum Tode am Kreuze"

Mariens « Ja »

Im schmerzhaften Rosenkranz ist die Mutter gleichsam ausgelöscht vor dem Werk ihres Sohnes. Was wollen wir damit sagen? Sie hat alle ihre natürlichen Ansprüche auf ihr Kind ausgelöscht und hat sie ganz für das Werk geopfert, für unsere Rettung. „Sie hat ihren Sohn auf Golgatha zusammen mit dem gänzlichen Opfer ihrer Mutterrechte und ihrer Mutterliebe dem ewigen Vater dargebracht, als neue Eva für alle Kinder Adams, die von dem traurigen Fall entstellt waren" Pius XII., „Mystici Corporis").

Das „Fiat" zur Menschwerdung des Sohnes Gottes war auch das „Ja" zur Kreuzigung ihres Sohnes mit allem, was wir im schmerzhaften Rosenkranz verehren:

Zum Blutschweiß am Ölberg, den ihn das Ja zum kreuzigenden Willen des Vaters für unser Heil kostete, zu seiner Geiselung als Sühne für unsere Unlauterkeit, zu seiner Verhöhnung unter Dornen als Sühne für unsern Hochmut, zu seinem Kreuzweg als Kraftquelle für unsern Kreuzweg, zu seinem grausamen Sterben als notwendiger Bedingung für unsere Rettung zu neuem Leben. Überdenken wir dieses fünffache Ja Mariens!

Und Maria stand unter dem Kreuz. Ein Herz voll Trauer und — ein Herz voll Siegesfreude. In dem Augenblick, da ihr Sohn in die Nacht hinausrief, „Es ist vollbracht!", hat Maria nicht bloß tiefste Trauer, sondern auch reinste Freude erlebt. Er hat doch zum entscheidenden Schlag gegen den Satan ausgeholt. Und sie mit ihm.

Walter Mugglin

die „Oratio": „Wir bitten Dich, o Herr, blicke gnädig herab auf Deine Gemeinde, für die unser Herr Jesus Christus so bereitwillig Sich den Händen der Sünder überliefert und die Qual des Kreuzes erduldet hat . . ." gebetet, die sonst in der Karwoche dem Psalm 50 angeschlossen wird.

Am Freitag wird zum Gedächnis an den Tod unseres Herrn zur „Scheidung" geläutet. Die Zeiten sind verschieden, so etwa um neun Uhr Vormittag — wohl als falsche Deutung der „neunten" Stunde —, um elf Uhr mittags und schließlich um drei Uhr nachmittags.

Wir finden diesen Brauch bereits in den Prager Synodalstatuten aus dem Jahre 1386, in den Provinzsynoden von Olmütz (1413), Salzburg (1418), Mainz und Köln (1423). In Mailand hat es 1596 der hl. Karl Borromäus eingeführt. Papst Benedikt XIV. hat diese schöne Einrichtung im Jahre 1740 auf die ganze Welt ausgedehnt. Heute ist es üblich, bei diesem Läuten folgende Gebete zu verrichten:

Antiphon: „Es sind Finsternisse geworden, als die Juden den Herrn gekreuzigt hatten. Und um die neunte Stunde rief der Herr Jesus mit lauter Stimme: ‚Mein Gott, Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?' Und mit geneigtem Haupte gab Er Seinen Geist auf."

V. „Wir beten Dich an, Herr Jesus Christus, und preisen Dich,

A. „denn durch Dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst."

Oratio: „Herr Jesus Christus, wir bitten Dich durch die Bitterkeit Deines heiligen Leidens, das Du unsretwegen am Kreuze vollbracht hast, besonders in der Stunde, da Deine heilige Seele von Deinem Leibe geschieden ist, Du wollest Dich über unsere armen Seelen erbarmen, besonders wenn sie vom Leibe scheiden werden, auf daß Dein Kreuz und Leiden an uns und allen Sündern nicht verloren gehe . . . . ."

Nach Benediktionsformeln der Glocken sollen diese auch alle Anfechtungen und Stürme des bösen Feindes zunichte machen — es entstand so das Glockenläuten als Abwehr gegen die Türken, das sogenannte „Türkenläuten", das vom Papst Calixt III. 1456 zur Abwehr der Türken eingeführt wurde, und zwar sollen täglich zwischen der „None" und „Vesper" die Glocken erklingen; dieses Läuten ergänzte dann das „Ave"-Läuten zu einer dreimaligen „Angelus"-Andacht. In Schwaz, in Tirol, wird heute noch am Donnerstagabend der „Hus" ausgeläutet", als Andenken an die Zeit der Reformation, in der in Schwaz viele Protestanten lebten und der katholische Glauben durch das Umsichgreifen der Lehre Luthers sehr gefährdet war.

Aber auch gegen die entfesselten Naturgewalten will man durch das Glockenläuten Gottes Schutz herabflehen; es ist das sogenannte „Wetter- oder Schauerläuten". Bereits im Mittelalter war dies

der Brauch, der auch heute noch, besonders am Lande, fortlebt. Besonders die Glocken des berühmten Muttergottes-Wallfahrtsortes Loreto in der Provinz Ancona sollen hier sehr wirksam sein.

Das „Gebetsläuten", im besonderen der „Angelus Domini", sind in der Frömmigkeit des Volkes fest verankert; es läßt dem Menschen zu verschiedenen Tageszeiten das Erlösungswerk Gottes vor Augen treten und weist ihm auch den Weg, alles Schwere und Harte des Erdendaseins mit der Hilfe Gottes zu tragen. Es lehrt uns, dem Beispiel unseres Herrn zu folgen, der selbst gesagt hat: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet" (Matt. 26,41).

Gott gibt jedem Menschen seinen eigenen Tod

von Pater Max Kassiepe OMI

Das Wort stammt vom Dichter Rilke. Er meint damit nicht so sehr die äußeren Umstände, die oft sehr verschieden sein können, sondern mehr die innere Verfassung, in der uns der Tod antrifft. Man kann sagen, daß diese Todesbereitschaft manchen edlen Seelen erst die letzte Vollendung und Reife verliehen hat, zu der sie ohne ihr Lebensopfer nicht gelangt wären. Ein solches Beispiel mutigen Opfertodes wirkt anfeuernd und reißt andere mit sich fort.

Wir Missionare erleben oft plötzliche Todesfälle. Es ist, als ob Gott dadurch besonders die Gleichgültigen und Gedankenlosen aufschrecken und zur Besinnung auf das eine Notwendige bringen wollte.

Bei der Mission in N. hatte mein Mitbruder P. S. mit Aufbietung aller Kraft vor den Männern über die Torheit und die Gefahr des Aufschubs der Bekehrung gepredigt. Er hatte wohl Ursache dazu; denn trotz allen liebevollen Zuredens und Mahnens waren wenige Männer bis jetzt zur Beichte gekommen. Stumpfe Gleichgültigkeit und Menschenfurcht hielt die meisten zurück. Die Wirtshäuser waren jeden Abend nach der Predigt überfüllt. Dort wurde auch viel über die Predigten kritisiert und gespöttelt, so daß sich einer vor dem andern genierte, zu den Sakramenten zu gehen. So wurden die geheimen Widerstände erneut gestärkt. Da mußte Gott schon eine außergewöhnliche Gnade schicken, um diese Hindernisse zu beseitigen.

Der Pater erklärte, daß fast auf allen Missionen, die er bis jetzt gehalten, plötzliche Todesfälle eingetreten seien, und erzählte einige erschütternde Beispiele. Dann fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Fast vierzehn Tage sind wir jetzt bei euch. Eure Frauen und Mädchen sind fast alle gekommen. Aber von euch Männern haben erst wenige den Mut gefunden, zur heiligen Beicht zu gehen. Wir können nicht mehr tun, als wir getan haben. Unsere Kraft ist zu Ende. Muß Gott selbst eingreifen und unter euch Ernte halten? Ich zittere für eure Seelen! O Gott, wenn du in dieser Gemeinde ein Opfer forderst, um diese Männer zur Besinnung zu bringen, so flehe ich dich an, nimm denjenigen aus unserer Mitte, der am besten vorbereitet ist, vor deinem Gericht zu erscheinen! O Herr, wenn es sein muß, biete ich mich selber an! Kniet nieder! Während die Bußglocke läutet, beten wir für denjenigen aus unserer Mitte, der zuerst sterben wird."

Dumpf dröhnte die schwere Glocke durch die stille Nacht. Alle waren in die Knie gesunken — drei Vaterunser lang — oder wie lange soll es heute abend dauern? Sonst ist doch der Missionar aufgestanden, hat mit seinem Kruzifix den Segen gegeben, und dann setzte die Orgel ein. Aber es bleibt still. Der Organist wartet und schaut auf die Kanzel. Auch im Chor wird man unruhig. Allmählich richten sich alle Blicke auf die Kanzel. Was ist denn mit dem Pater geschehen? Sein Haupt, das er vorher auf die gefalteten Hände gestützt, ist auf die Brüstung herab gesunken, die Hände haben sich gelöst und greifen weitausgestreckt ins Leere. Schon ist ein Arzt, der in der Nähe der Kanzel stand, die Treppe hinaufgestürzt. Er sieht sofort: Herzschlag ist eingetreten! Der Pfarrer eilt herbei und spendet noch die heilige Ölung auf die Stirne.

Der Obere der Missionare verkündigt der Menge den Tod seines Mitbruders und spricht ein kurzes Gebet über ihn. Es wird kein Lied mehr gesungen, und der sakramentale Segen unterbleibt. Der Leichnam wird vorläufig im Chor der Kirche aufgebahrt. In stiller Ergriffenheit ziehen betend die Männer daran vorbei. Dann gehen sie schweigend nach Hause oder verteilen sich an die verschiedenen Beichtstühle, in denen die anderen Missionare ihres Versöhnungsamtes walten. In dieser Nacht wurde es 2 Uhr, als die letzten Männer die Kirche verließen. Am nächsten Tag mußten noch mehrere fremde Beichtväter telegraphisch herbeigerufen werden, um den gewaltigen Andrang zu bewältigen. Das Opfer des Missionars war nicht vergebens gewesen.

Es war ein beneidenswerter Tod.

Fünf Minuten Katechismus:

Wollen wir ein Schauspiel sehen oder ....

Die heilige Messe mitfeiern?

Das heilige Abendmahl, durch das Jesus Christus das wahre, vollkommene und einzige Opfer für den Neuen Bund stiftete, war die grundlegende Messopferfeier für alle Zeit. Es war eine wirkliche Opferfeier, dem das heutige Messopfer in den wesentlichsten Stücken gleich ist. Nur die Art verschiedener Zeremonien und Gebete unterscheiden die heutige Messfeier von der Feier des Abendmahls. Die drei Grundbestandteile der Opfervorbereitung, der heiligen Wandlung und des Opfermahles sind in beiden enthalten. Das Abendmahl ist ein wirkliches Opfer, weil die fünf Voraussetzungen für ein Opfer ebenfalls gegeben waren.

Die Opfergabe des Abendmahles war das heilige Fleisch und Blut Christi, des Erlösers selbst. Derjenige, der das Opfer darzubringen hat, der Opferpriester, war ebenfalls Jesus Christus. Für die Darbringung eines Opfers bedarf es des Opferaltares. Im Abendmahl benutzte der Herr dafür den Abendmahlstisch. Weil ein Opfer Sache einer Gemeinschaft ist, brauchte auch das Abendmahl ein Opfervolk.

Wenn wir uns nun die Frömmigkeit der Apostel, des Opfervolkes, vorstellen, die sie bei der Feier des heiligen Abendmahls, des Messopfers des Neuen Bundes, übten, so können wir es uns nicht anders vorstellen, dass sie mit Leib und Seele dabei waren und an nichts anderes dachten, als das was der Herr mit ihnen tat, mitzumachen. Die Apostel übten bei der heiligen Messe des Abendmahlsaales die echte Messopferfrömmigkeit. Sie beteten, was der Herr mit ihnen betete, sie sangen, was alle gemeinsam sangen, und taten, was ihnen der Herr auftrug zu tun. Die Apostel mit dem Herrn waren eine einmütige Opfergemeinde und liessen keinerlei Raum für andere Frömmigkeitswerke als nur den für das des heiligen Opfers.

Die Frömmigkeit der Apostel muss uns für die Mitfeier des heiligen Messopfers Richtschnur und Beispiel sein. Denn jede heilige Messe ist das Abendmahl.

Unsere Pfarrkirche, in der wir sonntäglich und jeden Tag das heilige Opfer der Messe mitfeiern können, ist nichts anderes als der Abendmahlsaal, denn sie ist der Opferraum und der Tempel Jesu Christi, in dem wir bei jeder Messfeier mit Christus Abendmahl halten. Wir, die wir das heilige Opfer mitfeiern, sind als Abbilder der Apostel das Opfervolk. In der Mitte der Kirche vor uns steht als Abendmahlstisch der Opferaltar, auf dem das Opfer des Neuen Bundes dargebracht wird. Der Pfarrer als Opferpriester ist der sichtbare Stellvertreter für Jesus Christus, der für immer der Priester des ewigen Opfers bleibt. Wie im Abendmahlsaal ist auch in der heiligen Messe sein heiliges Fleisch und Blut die vollkommene und unendlich wertvolle Opfergabe, die das Opfer zum eigentlichen Opfer macht.

Wenn wir also Abendmahl mit Christus feiern, jenes hochheilige und ehrwürdige Gedächtnisopfer, jenes Opfer, das so randvoll ist von göttlicher Weihe und erhabener Hoheit, so angefüllt mit Ewigkeit und Gnade, so reich an Würde und Liebe, wie können wir da andern Dingen Raum geben als jener Frömmigkeit, die sich nur auf die Mitfeier des Messopfers bezieht? Was sollen da andere Dinge, die nicht zur Sache gehören? Reicht die Fülle der Gebete, die die Kirche in ihrer jahrtausendalten Frömmigkeit geformt und durchbetet hat, nicht aus, um unser Herz voll zu machen und zur dienenden Hingabe an Gott anzuregen? Ist es genug, lediglich bei der heiligen Wandlung seine privaten Gebetsübungen zu unterbrechen und dabei an die eucharistische Gegenwart Christi zu denken und dann in seiner persönlichen Frömmigkeit weiterzumachen?

Keiner der Apostel hat nebenher ein frommes Gebetbuch gehabt und sich von dem Mitmachen ausgeschlossen. Allerdings dürfen wir einen solchen Christen, der eine Eigenfrömmigkeit in der heiligen Messe übt, nicht mit einem Judas vergleichen. Denn er hatte wirklich andere Gedanken. Jede echte Frömmigkeit, und sei es auch eine ungeordnete, während der heiligen Messe, zeugt immer von einem sehr guten Willen. Verrat an Gott ist etwas ganz anderes.

Was uns zu den ungeordneten Frömmigkeitswerken während der heiligen Messe anregt, ist ein gewisser Mangel an Ueberlegung und Wissen. Wenn wir uns die Beziehung von Abendmahl und heiliger Messe ganz sachlich durch den Kopf gehen lassen, werden wir es leicht einsehen und bereitwillig in die Tat umsetzen. Man hat dafür das Beispiel vom Theaterbesuch gebraucht. Jemand, der ein Schauspiel besuchen will, tut dies, um es sich anzusehen. Er wird keineswegs da sitzen und für sich einen Roman lesen. Denn dafür geht er nicht ins Theater. Wer zur heiligen Messe geht, geht dorthin, um sie mitzufeiern und nicht um etwas anderes zu tun, auch wenn das ein gutgemeintes frommes Werk ist. Wir sündigen zwar nicht, wenn wir auf diese Weise der heiligen Messe "unandächtig" beiwohnen. Aber ist es für uns Menschen, die wir durch unsern Verstand und unsern freien Willen Gottes Ebenbild geworden sind, nicht doch entsprechender, wenn wir das, was uns Jesus Christus als sein kostbarstes Erbe hinterlassen hat, mit Verstand und Vernunft tun? Und dienen wir uns nicht auch selbst damit, indem wir die Last der sonntäglichen Messepflicht durch ein vernünftiges Verstehen leichter tragen und den Dienst der Verherrlichung Gottes vor andern überzeugender und grösser verkünden?

E. M.

Das aber müssen wir jubelnd sagen —
Die wir geborgen in Christus sind —
Daß Er uns hebt aus den dunkelsten Tagen,
Und wieder fröhlich macht wie ein Kind!
O dieses Wissen! Von Seiner Gnade —
Davon umschlossen getragen zu sein,
Immer mit Christus verbunden zu leben,
Heißt nie ohne Trost und niemals allein!

Dass wir auf Grund der Gemeinschaft der Heiligen den Seelen im Läuterungsort durch unsere Fürbitten zu Hilfe kommen können ist eine Glaubenslehre, welche die Kirche dreimal feierlich definiert hat. Da die Kirche über das Jenseits keine Rechtsbefugnisse hat, so können wir unsere Hilfe den Armen Seelen nur fürbittweise zuwenden, d.h. wir können sie Gott anbieten mit der Bitte, sie den Seelen als Ersatz für ihre Strafen zugutekommen zu lassen. Diese Zuwendung liegt ganz allein in den Händen Gottes. Das gilt auch vom hl. Messopfer, das für einen Verstorbenen dargebracht wird, sei es nun ein feierliches Requiem, wie wir es auf dem Bilde sehen, oder eine einfache stille Totenmesse: über den genugtuenden Wert des Messopfers verfügt Gott nach eigenem Gutdünken.

Es ist ein guter und frommer Gedanke, fuer die Verstorbenen zu beten

Foto: P. M. Doll, O.M.I.

"Wenn die wahrhaft reumütigen Sünder in der Liebe Gottes verschieden sind, bevor sie durch würdige Früchte der Busse für ihre Fehler und Unterlassungen genug getan haben, dann werden ihre Seelen durch Reinigungsstrafen nach dem Tode geläutert." Diese Worte des Konzils von Florenz (1439) werden durch das Konzil von Trient bestätigt, das uns lehrte: dass es 1.) einen Reinigungsort gibt und 2.) wir können den Seelen im Reinigungsort zu Hilfe kommen. Diese beiden wichtigen Entscheidungen geben Antwort auf die Frage, warum wir für die Toten beten sollen. Darum hat die Kirche den 2. November als Gedächtnistag für alle Abgestorbenen eingesetzt und erlaubt ihren Priestern an diesem Tag, drei hl. Messen für die Verstorbenen zu lesen. Ferner ist der ganze Monat November als Totenmonat anerkannt und die Mutter Kirche, die in diesem Monat ganz besonders ihrer verstorbenen Kinder gedenkt, wird nicht müde, die noch lebenden Kinder zum Gebete für die leidende Kirche aufzurufen. Mit hoffnungsfrohen Worten schreibt sie über den November: "Es ist ein heiliger und frommer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden.'



Uebernatürliche Gnaden kann man nicht erkaufen. Aber trotzdem kann man durch eine hl. Messe die übernatürlichen Opferfrüchte ohne Zweifel vermehren. "Jenen wird durch das hl. Messopfer geholfen, die es verdienen und die zu Lebzeiten sich der Hilfe nach dem Tode würdig gemacht haben." (St. Augustinus). Durch die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes steht keiner der Verstorbenen dem andern nach, denn ein jeder nimmt an dem allgemeinen Gnadenschatz Christi und der Kirche teil. In jeder hl. Messe sind Gebete für alle Verstorbenen vorgeschrieben, und wenn die Kirche für eine Seele betet, schliesst sie nach frommen Brauch alle Armen Seelen ein.





Der Leib des Christen ist ein Tempel des Hl. Geistes, er dient Gott und soll am jüngsten Tage glorreich auferstehen. Darum gebührt dem Leib des Christen auch nach dem Tode Ehrfurcht. Die Kirche ehrt ihn durch die Begräbnisfeier und bestattet ihn in geweihter Erde.

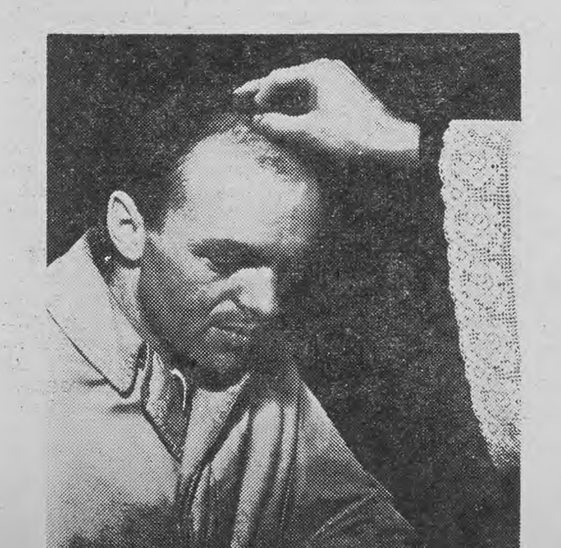
Der Leib des Christen soll wie der Leib Christi in der E r d e bestattet werden. Er wird wie ein Samenkorn in die Erde gelegt, weil er am jüngsten Tage auferstehen soll. Darum heisst der Friedhof auch Gottesacker. Der Ungläubige tritt für die Verbrennung der Leichen ein, von der katholischen Kirche aufs schärfste verurteilt, denn mit dem Tode ist für ihn alles aus. Ihm gelten die Worte des Eusebius von Cäsarea: "Wehe dem, der die Hölle jetzt für lächerlich hält und die Hölle erst an sich selber erfahren muss, ehe er an sie glaubt."



Im Schatten des Heiligtums opfert diese Frau eine Kerze für ihren verstorbenen Gatten. Kerzen, die man an der Leiche eines Toten oder später für ihn brennt sind ein Symbol des katholischen Glaubens, ein Glaube, der durch die guten Werke des Katholiken sichtbar werden soll. Eine solche Kerze, die ja auch das Abbild Christi ist, erinnert uns an die Worte der Totenpräfation: "Deinen Gläubigen, Herr, kann das Leben nicht geraubt werden, es wird nur neugestaltet. Wenn diese Herberge ihres Erdenwallens in Staub zerfällt, steht ihnen eine ewige Heimat im Himmel bereit."

Auch daheim im privaten Leben kann man noch für die Toten beten, wie dieser Mann es tut, der seinen Rosenkranz für seine verstorbene Frau betet. Sein Glaube gibt ihm die Hoffnung, dass nach dem Tode er seine hier auf Erden geliebte Frau wiedersehen wird. Ihm bleibt nur noch eins zu tun: nach seinem Glauben zu leben, denn wie man lebt so stirbt man und wie man stirbt so bleibt man. "Wenn du nur ernstlich willst, so ist der Himmel dein, wie unermesslich reich kann auch der Aermste sein." (Angelus Silesius).





Die Betrachtung des Todes während des Novembermonats erinnert uns an eine Zeremonie, die zu Beginn der Fastenzeit stattfand: das Aschenkreuz. Damals sprach der Priester: "Gedenke Mensch, dass Du Staub bist und zu Staub zurückkehren wirst." Diese Worte waren nicht nur eine Mahnung für die Fastenzeit, sondern vor allem sollten sie uns auf unseren eigenen Tod hinlenken, "denn es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben und danach folgt das Gericht" (Hebr. 9,27). Wer gläubig lebt, für den hat der Tod keinen Schrecken, er kann mit Paulus sprechen: "Tod wo ist dein Stachel" und am Ende seines Lebens darf er mit der kleinen Theresia ausrufen: "Nicht der Tod wird mich holen, sondern der g u t e G o t t." Unser aller Gebet soll täglich sein: "Vor einem jähen und unversehenen Tode bewahre uns, o Herr." Gedenken wir auch der Worte, die die Kirche täglich unmittelbar vor der hl. Wandlung zu unser aller Bitte macht: "Bewahre uns vor der ewigen Verdammnis."

"Das Antlitz Gottes sehn, ist grösste Herrlichkeit,
Von ihm verstossen sein, ist grösstes Herzeleid."

Angelus Silesius



Aus der OBLATENWELT

Kimberley — Aus dem Terminkalender des Bischofs Bokenfohr O.M.I. – Am 14. Mai zur Feier des goldenen Priesterjubiläums von Erzbischof Joseph Gotthardt Festpredigt zu halten auf englisch und deutsch. – Am 22. Mai in Kimberley die Veranstaltungen des Rosenkranzkreuzzuges von P. Patrick Payton. – Ende Mai bis Mitte Juni lokale Versammlungen und Firmtage in Taung und im südlichen Teil des Protektorats. – Ende Juni den Patres des Basutolandes Exerzitien predigen – Vom Basutoland nach Kapstadt zur Weihe des neuen Bischofs von Port Elizabeth, Mgr. Green. Der neue Oberhirte war führend in der Taubstummenseelsorge; er ist geboren in Kapstadt und hat dort viele Jahre verbracht. Vol.

Kimberley — Besuch der Wiener Sängerknaben – Die Wiener Sängerknaben kamen auf ihrer Tour durch Südafrika auch auf die Diamantenfelder von Kimberley. Am Samstag (30. April) gaben sie in der neuen Theaterhalle ein prächtiges Konzert, zu dem die Eintrittskarten schon Tage vorher ausverkauft waren. Am Sonntag sangen sie auch in der Kathedrale ein Lied zur Ehre Gottes; abends waren sie Gäste der katholischen Pfarrgemeinde, die ihnen in der Pfarrhalle einen heiteren Film zeigte. Am Montagabend wiederholten die frischen, munteren Sängerlein ihr Konzert in der Stadthalle. Die Lokalzeitung war voll des Lobes über die Leistungen der Sänger vom Donaustrand. Ein Besuch in der Bonifatiusmissionsschule war für die Gäste ein Erlebnis, da die schwarzen Schüler ihnen ihre Sangeskunst zeigten. "Wir hätten nicht gedacht, dass die Neger so schön singen könnten", war das allgemeine Urteil. Die Wiener Sängerknaben werden manche schöne Erinnerung nach Hause bringen. F. Hagel

Rom — Tod von zwei Oblatenbischöfen – Zwei um die Ausbreitung des Glaubens hochverdiente Oblatenbischöfe wurden von Gott in die ewige Heimat abberufen: am 8. Mai in Ottawa im 82. Lebensjahre Mgr. Ludwig Rhéaume O.M.I., Bischof von Timmins, Thronassistent Sr. Heiligkeit; am 14. Juni in Washington im 79. Lebensjahr Mgr. Arsenius Turquetil O.M.I., Titularbischof von Ptolemais, der Gründer der Eskimomissionen.

St. Albert — Im Juli dieses Jahres starb der älteste Oblate. P. Julius Teston O.M.I., nachdem er am 4. Mai sein 99. Lebensjahr vollendet hatte. P. Teston wurde im Jahre 1856 zu Valence in Frankreich geboren und vor 72 Jahren von Bischof Vital Justin Grandin O.M.I., dem "Heiligen des kanadischen Nordwestens", zum Priester geweiht.

Newburgh, (New York) — Neue Missionsschule – Die grossangelegte Missionsschule der Oblaten der amerikanischen Ostprovinz, "Unsere Liebe Frau von der Hoffnung", wurde am 7. Mai von Kardinal Spellman, Erzbischof von New York, feierlich eingeweiht.

San Antonio, (Texas) — Uebersetzungen aus dem Deutschen – P. Alfons Simon O.M.I., besorgte die im Druck befindliche englische Uebersetzung der bekannten und beliebten "Betrachtungen für Ordensleute" von P. Ignaz Watterott O.M.I. Ausserdem übersetzte P. Simon verschiedene Werke von P. Max Kassiepe O.M.I. Seine nächste Arbeit ist eine englische Uebersetzung des Lebens des hochseligen Stifters der Oblaten, ebenfalls aus dem Deutschen.

San Antonio, (Texas) — Ruf an das "Leonianum" – P. Friedrich Sackett O.M.I., Professor des Kirchenrechts an der Ordenshochschule "De Mazenod", wurde zum Rektor des "Leonianum", des päpstlichen interdiözesanen Priesterseminars von Cylon in Ampitiya (Kandy), ernannt, das der Genossenschaft der Oblaten anvertraut wurde. Während seiner 10jährigen Lehrtätigkeit in San Antonio erreichte P. Sackett, dass die Ordensschule "De Mazenod" an die Katholische Universität von Amerika in Washington angegliedert wurde. Das Professorenkollegium des "Leonianum" ist international.

Ottawa — Weltweiter Erfolg – Vor 10 Jahren unternahm P. Andreas Guay OMI, als eine der sozial-apostolischen Aufgaben der "Katholischen Zentrale" ("Catholic Centre") der Universität von Ottawa die Herausgabe eines Korrespondenz-Ehevorbereitungskursus. In den 10 Jahren seines Bestehens hat sich der Kursus in mehr als 150 000 Exemplaren über die ganze Welt verbreitet. Neben der ursprünglichen französischen Ausgabe entstanden Ausgaben in englischer, portugiesischer, spanischer, flämischer, holländischer, deutscher und italienischer Sprache, die, an die jeweiligen Landesverhältnisse und Volksbedürfnisse angepasst, überaus erfolgreich waren. Eine arabische Ausgabe für den Nahen Osten und andere sind in Vorbereitung. In den Ländern, die den Kursus übernahmen, wurden Landeszentralen errichtet.

Antofagasta (Chile) — Die Sprache im Dienste des Glaubens – Auf Drängen des nordchilenischen Episkopats haben die Oblaten am 15. März in Antofagasta (Chile) ein englisches Kolleg eröffnet. Der verdiente katholische Erzieher P. Ovila Meunier OMI, wurde mit der Gründung beauftragt. In Kanadisch-Kolumbien hatte er bereits französische Schulen errichtet, um den Glauben der katholischen franko-kanadischen Kinder zu sichern; jetzt in Antofagasta, hatte er Gelegenheit, in der Gründung eines englischen Kollegs wiederum die Sprache, diesmal Englisch, in den Dienst des Glaubens zu stellen. Bislang hatten nur nichtkatholische Religionsgemeinschaften englische Schulen im nördlichen Chile. Mit der Gründung des Oblatenkollegs, St. Joseph, ist dieses ungesunde Monopol durchbrochen; nun haben auch die katholischen Kinder ihre eigene katholische englische Schule. —

Die spanische Sprache ist zwar Landessprache; Englisch jedoch ist fast ein "Muss", da die zahlreichen englischen und amerikanischen Industrie- und Handelsunternehmungen englisch sprechenden Chilenen gute und beste Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten bieten.

Cap-de-la-Madeleine — Rundfunk Unserer Lieben Frau Seit dem 21. März wird an allen Wochentagen ein feierliches Choralamt von unserem Muttergottesheiligtum "Unsere Liebe Frau vom Kap" übertragen. Die Uebertragung geschieht ohne jeden Kommentar. All sonntäglich unterrichtet eine viertelstündige "Marianische Chronik" die Hörer über alles Marianische in der katholischen Welt und Kanada. Das Choralamt sowohl wie die "Marianische Chronik" werden vom Rundfunk Unserer Lieben Frau, der bei Gelegenheit des kanadischen marianischen Landeskongresses im August vorigen Jahres errichtet wurde, übertragen. Bisher haben 19 Stationen die "Marianische Chronik" übernommen.

Blei an den Fuessen

Aus der Diözese des Bischofs Boekenfoehr O.M.I.
von Karl Röhr OMI, Kimberley

Ich stand vor dem Hause Nr. 19, das ich aufsuchen sollte. Der Vorgarten war leer und vernachlässigt. Darin spielten keine Kinder. Nur zwei saßen teilnahmlos und mit hungrigen Augen vor der Türe. Als ich eintrat, merkte ich sofort, daß hier etwas nicht stimmte.

Die Hausfrau, eine große Zulufrau, kam auf mich zu und erwiderte meinen Gruß. Ihre Kleider fingen an, fadenscheinig zu werden. Ich setzte mich auf einen Stuhl. Noch zwei weitere Kinder tauchten aus dem Hintergrund auf, ebenso hohlwangig und leblos wie die beiden ersten. Auf dem Herd brannte kein Feuer. Die Frau folgte meinem Blick.

„Wir haben nichts mehr zu essen", sagte sie tonlos.

„Seit wieviel Tagen?" fragte ich. — Keine Antwort. Ich holte mein Notizbuch aus der Tasche. Da erhob die Frau ihre Hände abwehrend und sagte: „Wenn du nur Notizen machen willst, kannst du gehen. Es sind schon so viele hier gewesen, die aufgeschrieben haben, was uns mangelt. Aber inzwischen sind wir am Verhungern." Ich stecke mein Merkbuch ein und fühlte mich etwas beschämt. Woher aber diese Aufregung im Benehmen der Witwe? In Kimberley hat sowohl die Regierung wie auch die Stadt eine Armenfürsorge eingerichtet. Männliche und weibliche, schwarze und weiße Wohlfahrtsbeamte mit guten Monatsgehältern regeln die Unterstützung aus öffentlichen Geldern. Aber es dauert immer Monate, bis die Papiere alle in Ordnung sind und die erste Unterstützung, sei es in Geld oder Lebensmitteln, in die Hände der Bedürftigen kommt.

Dieser Mißstand hat einen der irischen Schulbrüder, die in Kimberley ein großes Gymnasium leiten, auf den Gedanken gebracht, einen „Armenfonds" aufzumachen. Ein Schulbruder, der schon beinahe vierzig Jahre in Kimberley tätig und überall bekannt ist, sammelt bei seinen Bekannten, in Geschäftshäusern und von Herren der Industrie freiwillige Gaben, die von einem Ausschuß verwaltet werden. Dieser „Armenfonds" beschränkt sich nur auf die Neger. Der Missionar oder die Missionsschwester braucht nur einen Gutschein zu unterzeichnen, den der Neger in bestimmte Lebensmittelgeschäfte bringt, wo er kostenlos bedient wird. Am Ende des Monats werden die Gutscheine an das Komitee geschickt, woraufhin die Bezahlung an die Geschäfte erfolgt.

Auf diese Weise hat der gute Bruder schon unzähligen geholfen. Auch in meinem Falle der Witwe Lina.

Als Linas Mann an Schwindsucht gestorben war, ging sie zu dem Geschäft, wo ihr Mann jahrelang gearbeitet hatte, und bat um eine Unterstützung; denn die Krankheit und die Beerdigungskosten hatten die kleine Ersparnis aufgebraucht. Der Arbeitgeber ihres verstorbenen Mannes gab ihr ein Schreiben an die städtische Fürsorge. Dazu gab er ihr noch ein Pfund Geld ($3).

Als die Sekretärin des städtischen Fürsorgeamtes das Schreiben gelesen hatte, holte sie eine Karte heraus, stellte unzählige Fragen und bedeutete dann der Lina, daß sie zur staatlichen Fürsorge in der D . . . straße Nr. 11 gehen müsse. Lina hielt die Papierstücke in der Hand und fragte, ob sie denn nichts für ihre hungernden Kinder haben könne. Aber das hörte die Dame nicht.

Lina ging nun zum staatlichen Wohlfahrtsamt. Hier wurde ihr mitgeteilt, daß der Leiter des Amtes erst nach drei Wochen aus dem Urlaub zurückkommen würde. In der Zwischenzeit würde man jemand schicken, den Fall an Ort und Stelle zu prüfen. Es kam auch wirklich eine Wohlfahrtsdame. Sie stellte unendlich viele Fragen. Sie schlug vor, daß Lina die zwei größeren Jungen aus der Schule herausnehmen solle, damit sie in der Stadt als Hausburschen irgendwo sich Verdienst suchen können.

Als der Leiter des staatlichen Wohlfahrtsamtes aus seinem Urlaub zurückkam, ordnete er an, daß der Fall von der staatlichen und städtischen Fürsorge gemeinsam untersucht werden müsse. Dann könne entschieden werden, wer zuständig sei. Aber auch dieser Vorschlag konnte nicht sofort ausgeführt werden, weil im städtischen Amt ein Personalwechsel stattfand. Es dauerte weitere drei Wochen, bis endlich zwei Beamte, einer von der staatlichen und einer von der städtischen, begleitet von einem Dolmetscher im Haus der Lina erschienen. Wieder gab es Fragen und Antworten, aber immer noch keine Unterstützung.

So kann man verstehen, daß Lina etwas aufgeregt wurde, als ich mein Buch herauszog. Sie beruhigte sich aber, als ich den Jungen sagte, sie soll-



Empfang der Stadtabordnung von Kimberley bei Bischof Bokenfohr O.M.J.

ten mit diesem Gutschein in den Laden gehen, dort würden sie Lebensmittel bekommen. „Wenn's alle ist, kommt ihr wieder", sagte ich beim Weggehen. Und die Jungen sind noch öfter gekommen.

Später, gelegentlich einer Versammlung, wo schöne Worte über staatliche und städtische Fürsorge geredet wurden, traf ich den Leiter der staatlichen Fürsorge. Auf einem Blatt Papier zeigte ich ihm Name und Strafennummer der Witwe Lina und fragte, ob der Fall bald zur Erledigung kommen würde. Er versprach, den Fall sofort zu übernehmen. Und er hat Wort gehalten. Es hat ungefähr sechs Monate gedauert, bis die „bleiernen Füße" der staatlichen Unterstützung die ersten Lebensmittel in das Haus der Witwe Lina und ihrer Kinder getragen haben.

Mehr Vertrauen unter uns

von Hedwig Forstreuter

In der Straßenbahn trug es sich zu. Der Schaffner ging durch den Wagen und kassierte das Geld ein. Bei einer Dame von müdem, bleichen Aussehen entstand eine Hemmung. Etwas mit ihrem Fahrschein stimmte nicht und sie hatte kein Geld mehr bei sich, weil sie die Nacht im Krankenhause verbracht hatte, wahrscheinlich abends hastig aufgebrochen war, um einem geliebten Menschen, der in Gefahr war, nahe zu sein.

Sie bat den Schaffner, sie mitfahren zu lassen, doch er hielt sich an seine Vorschrift und forderte sie auf, auszusteigen. Ehe die Dame sich erhob, beugte sich eine andere Frau zu ihr und erbot sich, ihr auszuhelfen. Doch die Fremde lehnte ab, ging zur Tür. Bevor sie ausstieg, wechselten die beiden Frauen noch einen Blick; schwesterliche Bereitschaft lag in den Augen der Jüngeren, die ihre Hilfe angeboten hatte, Abwehr, die vielleicht nichts anderes war als verwundeter Stolz, war im Blick der anderen.

Die Frau aber, die ihre Hilfe angeboten hatte, fragte sich, was sie versehen habe. War ihre Art nicht verstehend und liebevoll genug gewesen, warum war der Funke der Liebe und des Helfenwollens nicht von ihr übergesprungen zu der Frau? Warum antwortete Vertrauen nicht auf ihr Vertrauen? Wie soll es heller werden in der Finsternis voll Leid, in der wir leben, wenn nicht bei denen, die Kummer tragen, auch die Bereitschaft da ist, sich helfen zu lassen? Sind wir nicht mehr einfach genug in unseren menschlichen Beziehungen? Wollen wir nicht wieder lernen, einander mehr zu vertrauen und nicht nur um zu helfen, sondern auch im Felle der Not uns helfen zu lassen?

DEMUT

Herr, laß mich Schwelle sein
Zu Deinem Haus.
Froh dulde ich die Pein
Beim Ein und Aus.

Getrost versenke mich
In Glockenerz.
Jubelnd ertrage ich
Der Schläge Schmerz.

Als Licht laß leuchten mich,
Strahlen und gleißen,
Dann dürfte sterbend ich
Dich noch lobpreisen.

Herr, dein Wort an mich verschenkt;
meinem dunklen Wesensgrund
tiefverwurzelt eingesenkt,
diesem matten, dürren Grund!
Wann's geschah, ich weiß es nicht;
weiß nur, daß es langsam wuchs;
saatengleich im Sonnenlicht
deiner Gnade reifend wuchs.
Wenn du willst, ein Hauch genügt:
Saaten stehen prangend da,
wenn dein Wort uns umgepflügt,
golden steht die Ernte da.

FRAGEN DER ZEIT:

Brich das Fenster auf!

von Rudolf Mentges

Wie alt ist wohl die Welt, in der wir leben? Schwer zu sagen! Aber die Wissenschaft gibt Antwort: rund fünf Milliarden Jahre. Die Gelehrten sehen in der Welt einen riesigen Vorrat von Energie, der sich allmählich verbraucht. Aus Stand und Tempo des Verbrauchs ziehen sie Schlüsse auf das Alter und den Urzustand der Welt. Im Anfang strahlte sie in Kraft und Licht.

Über solche interessante Dinge sprach der Heilige Vater im Herbst 1951 zu der versammelten päpstlichen Akademie der Wissenschaften. Er sagte: „Es scheint der modernen Wissenschaft in der Tat gelungen zu sein, in genialem Zurückgreifen um Hunderte von Jahrmillionen irgendwie Zeuge zu sein jenes Schöpferwortes ‚Es werde Licht', als die Materie ins Dasein trat und ein Meer von Licht und Strahlung aus ihr hervorbrach." Begreifen wir das? Wenn die Wissenschaft vom Anfang der Welt spricht, so ist von neuem die Frage nach ihrem Schöpfer gestellt.

Die Kirche hat nie daran gezweifelt, daß „Gottes unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Gottheit, seit Erschaffung der Welt mit einigem Nachdenken aus dem Geschaffenen erkannt wird" (Röm. 1,20). Der Fürst der Theologen, Thomas von Aquin († 1274), hat diesen Satz philosophisch durchleuchtet und die berühmten Gottesbeweise aufgestellt. Er kam von der Betrachtung dieser bewegten Welt zu dem, der ihr den Anstoß gab, zur ersten Ursache aller in der Welt wirkenden Kräfte, zum Ewigen, der allein der Grund seines Daseins in sich selber trägt; er wies nach, daß es ein vollkommenes Urteil aller Schönheit und Güte gibt, das jedem sein Teil zumißt, und einen Künstler aller Künstler, der die Welt harmonisch geordnet hat.

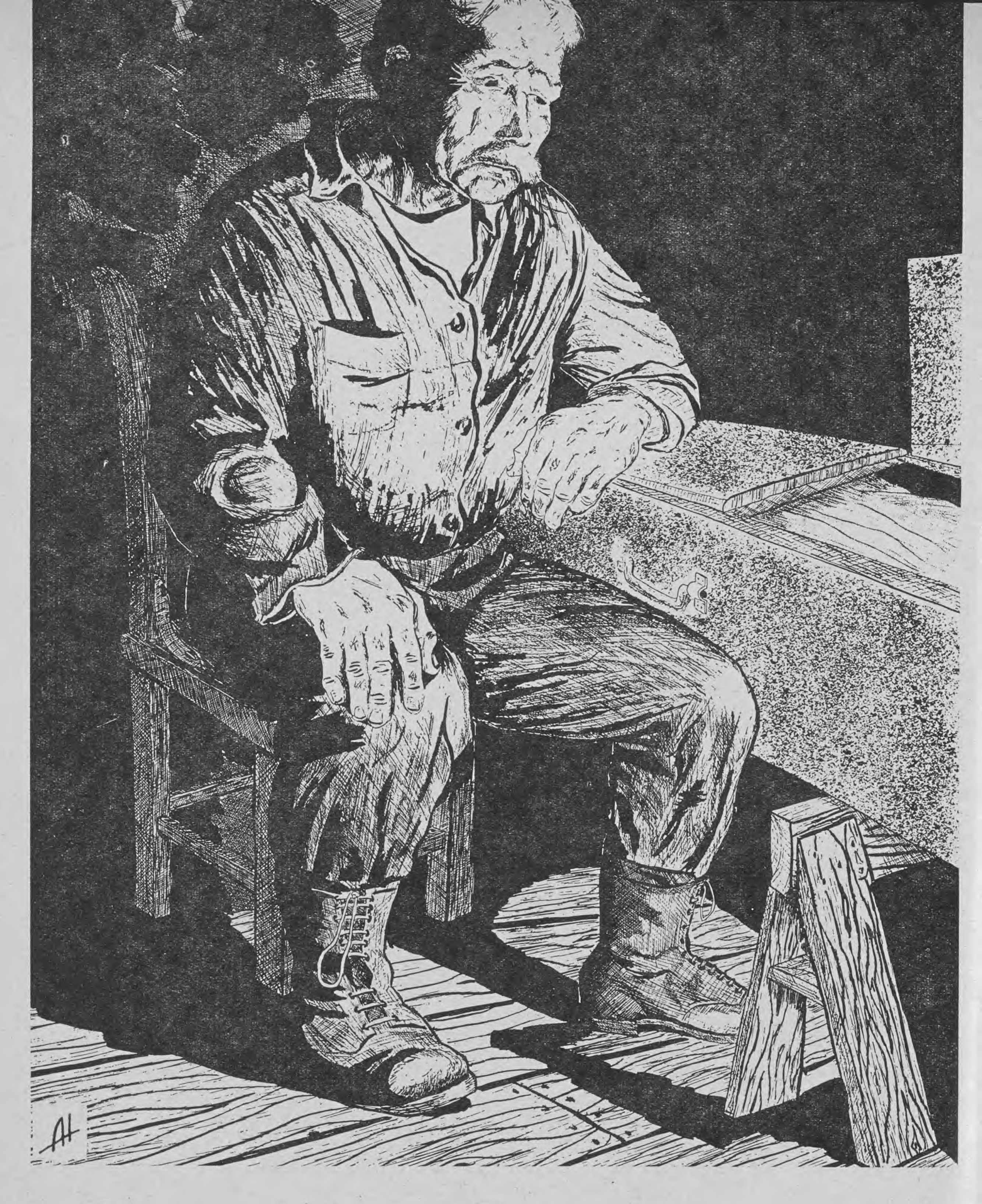
Die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse bestätigen die Feststellungen des heiligen Thomas von Aquin. Mit den Fernrohren der Sternwarten und den Mikroskopen der Laboratorien dringen wir weiter in den Weltraum und tiefer in die Zusammensetzung der Stoffe, als es damals mit bloßem Auge möglich war. Aber um so deutlicher sieht man alle Dinge mit Vergänglichkeit gezeichnet; die Welt ist nicht ewig. Im Strom des Vergehens ruft sie geradezu nach dem, der in allem Wesen bleibt. Unheimliche Kräfte halten die Welt zusammen; entfesselt würden sie alles vernichten; nur eine Macht bändigt sie, die Allmacht Gottes. Kunstvoll über jedes Begreifen, ein Präzisionswerk, pünktlich wie die Uhr, ist die Welt; aber sie ist keine Uhr, kein Mechanismus; eher möchte man sie mit einem Reigen vergleichen, der einem einzigen Willen gehorcht, einem Chor, von einem Meister dirigiert. Immer klarer tritt in der unübersehbaren und stets noch wachsenden Fülle der Erscheinungen die eine Idee zutage, der Geist des Ganzen. Schon Thomas sah das Siegel des einen, göttlichen Urhebers. Sein Zeitgenosse Dante preist Gott darum im Paradiesgesang (33, 85):

„Im ew'gen Lichte sah ich, wie sich einet,
Gebunden in ein einz'ges Buch mit Liebe,
Was in der Welt auf Blättern sich zerstreut."

Müssen wir dem Dichter nicht recht geben? Fügen sich nicht auch uns die vielen Beobachtungen an Erde, Sonne, Mond und Sternen, an Samen, Blüten und Früchten, Tieren und Menschen wie Buchstaben zu Wörtern und Sätzen zusammen, um wie ein einziges Buch die Herrlichkeit des Schöpfers zu preisen? „Die ganze Welt ist wie ein Buch . . ." Wie kann sich ein Mensch gegen diese Einsicht sperren? Es ist eine klägliche Ausflucht der Gottlosen, wenn sie behaupten, unsere Vernuft könne außer der sichtbaren Welt nichts erkennen. So mögen sie ihre Vernuft doch einmal gebrauchen, und zwar zu dem Zweck, zu dem Gott sie uns gab! Aber sie mauern die Fenster nach der Sonne zu und sitzen lieber im Dunkeln.

Der Glaube steht nicht im Widerspruch zur Forschung. Wohl mögen die Forscher ihre Methoden wechseln, wohl mögen ihre Ergebnisse schwanken; nie können die Geschöpfe ihre Herkunft verleugnen. Deshalb wird der Glaube jederzeit aus ihnen die natürliche Offenbarung Gottes lesen.

Wir haben es zwar nicht mehr nötig, Gott zu entdecken. Er hat ja bereits in der übernatürlichen Offenbarung zu uns gesprochen: durch die Propheten im Alten Bunde, dann persönlich durch seinen Sohn und dauernd durch den Heiligen Geist in der Kirche. Aber die Verehrung des Schöpfers behält auch in der übernatürlichen Offenbarung ihren Wert. Christus selbst weist darauf hin, wenn er sagt: „Seid Kinder eures Vaters im Himmel, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte" (Mt. 5, 45). Der Schöpfer ist Vater, sein Wille ist Liebe. So kann auch nur zu lebendigem Glauben kommen, wer sein Herz der Liebe öffnet. Der Glaube selbst ist Gnade; laß die Gnade ein! Brich das Fenster auf, wenn es vermauert war, zieh die Vorhänge zurück, wenn es verhängt war! Du hast erst dann im Chor der Schöpfung deinen Platz gefunden, wenn du einstimmst in den Lobgesang: „Herr unser Gott, wie wunderbar ist doch Dein Name auf der ganzen Erde!" (Ps. 8).



Spaete Begegnung

von Georg Faber

Ächzend und knarrend fährt ein Kartoffelwagen an der Friedhofmauer vorbei. Es ist der letzte des Tages, Stimmen von Frauen und Kindern geben ihm das Geleit.

Feierabend, denkt Gloger und richtet sich, auf die Schaufel gestützt, in der Tiefe des Grabes auf. Sein graustruppiger Kopf kommt über die Erde und sieht, wie die Nacht daran ist, ein Ding ums andere fortzunehmen, nur die Grabkreuze rings um die weiße Kirche sind noch da, die niedrige, dunkle Mauer, ein paar Häusergiebel dahinter und am Hange ein verschwelendes Kartoffelfeuer. Der Totengräber biegt seinen Rücken durch und schöpft ein paarmal tief Atem.

Feierabend, denkt er, und ich muß weitergraben. Morgen früh will die Stehr-Johanna hier einziehen und die soll nicht sagen können, dies neue Haus sei schiefer wie das alte, in dem sie achtzig Jahre gewohnt hat.

Gloger zündet die Wagenlaterne an und hängt sie an einen gegabelten Stock, den er tief in die Erde hineinstößt. Stumpf und rot fällt ihr Licht bis auf die Sohle des Grabes. Dann klirrt wieder das Eisen. Schaufel um Schaufel hebt er über seinen Kopf und der Erdwall rings um das Grab türmt sich immer höher.

Von den Feldern treibt ihm der Wind den brenzligen Rauch der Kartoffelfeuer zu. Da kommt ihm die Erinnerung, über sechzig Jahre kommt sie her und ist so frisch und deutlich wie von gestern. Da flackert auch ein Kartoffelfeuer, Jungen hocken herum, fünf oder sechs, und der eine ist er selber, groß und stark für seine zehn Jahre. Sie prahlen, wer eine Kartoffel mit bloßer Hand aus der Glut herauszuholen wagt. Er kriecht nahe zum Feuer und bekommt, wie aus Versehen, einen Stoß, doch es gelingt ihm, sich noch schnell zur Seite zu wenden und so der ärgsten Verbrennung zu entgehen.

Es hat damals weh getan, das verbrannte Knie und das Lachen. Immer hat das Lachen weh getan.

„Ja, Spiesche-Emil du bist es gewesen. Alles andere aus der Zeit ist mir wie ein grauer Rauch, aber deine weißen Haarborsten und deine Augen, die nie stillestehen konnten, die seh ich vor mir. Wir beide haben uns nie vertragen."

Gloger sagt das halblaut und zu Boden gebückt in das Grab hinein. Den er meint, der ligt darin, Emil Spieske, Zimmermann, zu Tode gefallen vor nahezu dreißig Jahren.

„Ja, Emil, Feindschaften gibt es, die wie ein Gewitter kommen, ganz plötzlich sind sie einer Kleinigkeit wegen da, man sagt ein paar hitzige Worte, man schlägt zu, und damit ist auch alles vorbei. Aber so war die unsere nicht. Die langsam geworden wie ein Gewächs, da ein paar Püffe und dort ein Schimpfwort in der Schulzeit. Du machtest dich über mich lustig, wo du nur konntest, Trampeltier hast du mich immer geheißen, und wenn ich dich packen wollte, warst du fort. Du warst sehr flink und immer bist du mir zuvorgekommen. Du weißt es schon mit der Lehrstelle und dann mit der Hedwig. Ich glaube noch heute, sie hat mich lieber gehabt als dich, aber ich war zu langsam. Eben ein Trampeltier. Und dann, weil ich von hier fortgehen mußte, du erinnerst dich doch, du hattest auch deinen Teil daran."

Die Laterne schaukelt leise und die Flamme darin blakt. Schatten huschen über den Grund des Grabes. Gloger arbeitet weiter, doch seine Gedanken sind anderswo: Ja, Emil, immer hab ich dich einmal allein sprechen wollen, so ganz unter vier Augen. Das in den Haselbüschen drunten, wo du einen Vogel belauschtest und ich dich überrumpelte, zählt nicht, das waren damals Bubenfäuste. Nein später! Aber es ist mir nie geglückt, immer bist du mir ausgewichen. Und hier kannst du es nicht mehr, Emil. Das hättest du dir niemals nicht träumen lassen, daß ich so vor aller Augen in dein Haus eindringen werde. Ein Stück vermodertes Sargbrett wächst aus der Erde. Gloger hebt es mit der Hacke heraus und wirft es über sich ins Freie.

„Spieske", spricht er nun wieder halblaut, „nun sag mir eins, wolltest du dich damals im Gasthaus bloß über mich lustig machen und die Leute zum Lachen bringen, oder hattest du andere Absichten? Dachtest du vielleicht, mir damit Hedwig abspenstig zu machen? Du erinnerst dich doch, Emil, bei Zeidler waren die Nacht zuvor Hühner gestohlen worden, wir redeten darüber und du sagtest: ‚Da, der Gloger, der ist es gewesen'."

Ja, sie haben alle gelacht, aber mich hat eine Wut gepackt und ich hab dir die Faust ins Gesicht geschlagen, daß du eine ganze Woche krank lagest. Fünfundzwanzig Taler, sauerverdientes Geld, hat mich das gekostet, und ich mußte noch froh sein, daß sie mich nicht einsperrten. Ja, darum bin ich über Nacht aus dem Dorfe gegangen. Es hat in mir gefressen und ich konnte den Leuten nicht mehr gerade in die Augen sehen. Vorbestraft! Du wärest vielleicht leichter darüber hinweggekommen, ich nicht. Die zwanzig Jahre in der Kohlengrube sind mir hart genug geworden, und glaub es mir, wärst du mir da in die Quere gekommen, ich hätte es nicht mehr mit fünfundzwanzig

Talern abmachen können. Und dann, wie ich zurückgekommen bin, da hattest du dich eben davongemacht. Du warst eben immer schneller wie ich."

Gloger richtet sich wieder auf. Nun ist es wirklich Nacht, eine aschengraue Nacht, mit vielen blinkenden Fensteraugen. Hinter dem Kohlberge taucht das schmale Horn des Mondes in die endlosen Wälder. „Emil", sagte er, „ein Sturz vom Dachstuhl geht sehr schnell, und du bist mir weit zuvorgekommen."

Erschrocken lehnt Gloger den Spaten an die Grabwand: „Zuvorgekommen, und ich muß dir nachgehen. Nächstes Jahr, in zehn Jahren. Auf dem Felde hier machen ein paar Jährlein nichts aus. Friedhofmauern sind die höchsten Mauern der Welt, sie scheiden die Zeit von der Ewigkeit. Und dann werde ich dich wiedersehen. Emil, hörst du, alles zwischen uns soll vergessen sein, das in den Haselbüschen und im Gasthaus, das Trampeltier und das mit Hedwig, alles!

Vielleicht werden wir beieinandersitzen und den Kopf darüber schütteln, wie dumm wir uns da unten angestellt haben."

So nun hat die Stehr-Johanna ihr Haus fertig, morgen kann sie einziehen. Gloger hebt noch eine kleine Vertiefung aus und legt das, was die Zeit von Emil Spieske übrig gelassen hat, ein paar Stücke fahlen, erdigen Gebeins, hinein. Er tut es behutsam, so als könne er dem Toten wehe tun. Dann ebnet er die Sohle ein, macht sie mit dem Rükken der Schaufel glatt und steigt aus dem Grabe. Das übrige kann morgen früh geschehen.

Es ist nun Zeit zum Abendläuten. Er nimmt die Laterne und steigt langsam die Stufen des Kirchturms hinan: Ja, Emil, wer siebzig ist, der braucht nicht mehr tief zu fallen. Das geht alles von selbst.

Die Mittelglocke beginnt unter seinen Händen zu schwingen, sie hat einen guten, weichen Klang, der nun über das stille Dorf und die stillen Wälder wandert und die Menschen zum Gebet ruft.

Beim Läuten pflegt Gloger stets zu beten, aber während er es sonst für seine verstorbenen Verwandten und Freunde tut, steht jetzt nur ein einziger vor ihn, einer, der gestern noch sein Feind war, und zum Schluß betet er nicht: Gib ihnen, sondern gib ihm die ewige Ruhe. Herr laß ihn ruhen in Frieden.

Unser Heimatrecht ist im Himmel

Das Siegeslied der begnadeten Schöpfung wird schon gesungen von den Engeln und von den Heiligen in der Vollendung: auch dazu feiern wir die Feste, um uns mit ihnen zu freuen und einzustimmen in ihren Jubelgesang. Oder wären wir nicht armselig und engherzig, dächten wir nur an die Hilfe, die wir von ihnen erwarten?

Vor allem sollen wir hineinwachsen in die Liebe aus allen unsern Kräften, auch zu den Engeln und Heiligen, mit denen wir in einigen Jahren auch erlebnismäßig zusammen sein werden, in inniger Freundschaft von Angesicht zu Angesicht.

Aber auch schon auf Erden soll dieses Siegeslied gesungen werden von allen, die in der Teilnahme am göttlichen Leben schon den Sieg in sich tragen und darum, wenn auch erst in frühlingshaft noch geschlossenen Blütenknospen, die nie versiegende Freude.

„Unser Heimatrecht ist im Himmel" (Phil. 3, 20): kehren wir doch auch von dieser Offenbarung Gottes den Staub des Phrasenhaften und Gewohnten ab, und nehmen wir sie so ernst, wie sie, von Gott inspiriert, Paulus selbst gemeint hat. Was würde sonst Ostern und Himmelfahrt für uns bedeuten? Nehmen wir das Exultet zur beseligenden Melodie unseres christlichen Seins!



Der Traum eines Schuelers

In seinen „Erinnerungen aus meiner Jugend" berichtet Gratry von seinem Erlebnis, das er das größte seines Lebens nannte. „Ich war damals siebzehn und ein halbes Jahr alt. Ich freute mich allen Glückes, das ein junger Mensch haben kann. Eben hatte ich noch den zweiten Preis erhalten, das bedeckte mich in den Augen meiner Mitschüler mit Ruhm.

Es war an einem Herbstabend. Wir waren gerade von den Ferien ins Kolleg zurückgekehrt. Die Zöglinge waren im Schlafraum. Anstatt mich auszukleiden, hatte ich mich auf das Bett gesetzt. Folgende Gedanken begannen auf mich einzudringen. „Jetzt bin ich also im zweiten Jahr der Rhetorik; ich bin der Beste in meiner Klasse und im Kolleg und vielleicht der Beste aller Schüler von Paris. Werde ich den ersten Preis erlangen? Ich werde sprechen und schreiben lernen. Ich werde so gut sprechen und schreiben wie diejenigen, die es am besten können. Ich werde Rechtsanwalt. Ich werde nie lügen — das ist sinnlos, unmöglich und geschmacklos. Wenn ich eine Sache verteidige, weiß man, daß sie gerecht ist. Wenn ich etwas sage, weiß man, daß ich so denke. Ich werde eine schöne Stellung erringen und mein Glück machen.

„Auf alle Fälle liegt vor mir eine schöne Zukunft. Welch ein Glück! Nur Mut! Mein Vater, meine Mutter und meine Schwester werden glücklich sein. Ich werde viele Freunde haben. Ich werde ein Landhaus in der Nähe von Paris kaufen. Ich werde mich verheiraten! Welche Wahl! Und welche Liebe!"

In diesem Augenblick gab mir Gott eine erstaunlich klare Vorstellungskraft voll Fruchtbarkeit, Beschwingtheit und Schönheit. Ich sah mein Leben abrollen von Jahr zu Jahr in wachsendem Glück, sah Personen, Dinge, Ereignisse und Orte; sah mein Schloß, meine Freunde, meine Familie; die schöne, bewunderungswürdige Gefährtin meines Lebens, meine Kinder, die Freuden, die Feste, das innere und verschenkte Glück.

Ich weiß nicht, wie lange diese Schau dauerte; es war prachtvoll und ergreifend. Alles auf Erden mögliche Glück war darin zusammengefaßt.

Aber diese Schau ging weiter. Alles ging immer besser, und ich sagte immer: „Weiter! weiter! und dann! und dann!" Es entging mir nicht, daß ich um die Zeit meines Glückes so und so alt sein würde, und dann fiel mir ein, daß dann mein Vater schon recht alt sein und daß er vielleicht um diese Zeit sterben würde . . . Mutter würde ihn überleben, aber vielleicht nicht mehr als zehn Jahre. Und wenn meine Schwester vor mir stürbe! Wenn der und jener stürbe! Wenn ich meine Frau verlöre! . . . Man hat es erlebt, daß Menschen all ihre Freunde, ihre ganze Familie, sogar ihre Kinder überlebten! . . . Wie muß das traurig sein!

Eine breite schwarze Wolke zog vor die Sonne. Alles wurde fahl, und ich mußte mir sagen: Nach all dem werde auch ich sterben! Ein Augenblick wird kommen, da ich auf ein Bett gestreckt liegen werde, dort werde ich den letzten Kampf haben, werde sterben, und alles wird zu Ende sein.

Gott gab immer noch meiner Vorstellungskraft die gleiche Gewalt. Er ließ mich den Tod sehen, fühlen, kosten, wie er mich vorher das Leben hatte sehen, fühlen und kosten lassen. Ich kann unmöglich ausdrücken, mit welcher Wahrheit ich den Tod sah, ich fühlte ihn ganz und gar. Er wurde mir gezeigt, gegeben, entschleiert.

Alles ist also aus! sagte ich mir: kein Vater, keine Mutter, keine Freunde mehr; die Geliebte meines Herzens ist nicht mehr, ich bin nicht mehr

Geheimnisvoller Wettstreit

Im glorreichen Rosenkranz sehen wir die Mutter für immer mit dem Sohn und seinem Werk verbunden. Wenn wir die Mutter des Erlösers in den Geheimnissen des freudenreichen und schmerzhaften Rosenkranzes betrachtet haben, wird uns fast mit Beklemmung des Herzens bewußt, daß Maria einen sehr schweren Weg gehen mußte. Wir spürten das ganze ungeheure Gewicht ihres Ja zum Ruf Gottes. Mit Recht sagt Pius XII.: „Sie hat dadurch, daß sie ihr namenloses Leid tapfer und vertrauensvoll trug, mehr als alle Gläubigen zusammen, als wahre Königin der Märtyrer ergänzt, was an den Leiden Christi noch fehlt . . . für seinen Leib, die Kirche."

Das „Von Antlitz zu Antlitz" des ewigen Gottes und seiner kleinen Magd kommt mir vor wie ein geheimnisvoller, unerhörter Wettstreit der Freigebigkeit von beiden Seiten. In der ersten „Runde" überhäuft sie Gott mit Gnaden, mit der Unbeflecktheit, durch die vorauswirksamen Verdienste des Erlösers. Er macht sie zur Mutter seines Sohnes. In der zweiten „Runde" gibt sie sich restlos hinein in das Werk des Sohnes und löscht sich gleichsam vor uns aus. Und nun ist die Reihe wieder an der Freigebigkeit Gottes. Er hat das letzte Wort.

Walter Mugglin

. . . keine Sonne, keine Menschen, keine Welt mehr, nichts mehr! In einem Nu bin ich hindurchgeeilt! Ich sehe noch von hier aus die Jahre meiner Kindheit, ich sehe sie von meinem Totenbett aus. Es ist nicht weit von der Kindheit zum Tod — es ist ein Tag, der sehr schnell zu Ende geht, es ist ein Traum!

Das ist also das Leben! Alle Menschen werden geboren und sterben so! Seit Anbeginn der Welt bis zum Ende wird es so sein, die Geschlechter folgen sich und gehen schnell vorüber, jedes lebt einen Augenblick und verschwindet — das ist schrecklich! Da sah ich diese Geschlechter vorübergehen und verschwinden wie Herden, die zum Schlachthaus kommen, ohne daran zu denken; wie Wellen eines Stromes, der sich einem Wasserfall nähert, wo sie hinunter müssen, alle der Reihe nach, aber um unter der Erde zu bleiben und nicht mehr zur Sonne zu finden.

Ich sah kleine Wellen in diesem Fluß augenblickslang steigen und springen, für die Dauer eines Augenzwinkerns einen Sonnenstrahl widerspiegeln, dann untertauchen. So ein Wellchen bin ich . . . . .

Bei diesem Anblick stand ich unbeweglich angenagelt vor Staunen und Schrecken. „Was soll das bedeuten?" rief ich. Niemand beunruhigt sich darüber, man geht weiter und kümmert sich um nichts! Man lebt wie die Fliegen, die in einem Sonnenstrahl tanzen und hüpfen! Wozu diese Augenblickserscheinungen inmitten dieses hineilenden Stromes? Warum leben wir? Wozu? Ich war verzweifelt. Ich starrte immerzu mit Grauen auf das furchtbare und unlösbare Rätsel.

Die Verzweiflung brachte mich dann dazu, meine Kräfte zu sammeln und irgendwo Hilfe zu suchen. Kann das alles sein? Sollte alles töricht, unnütz, sinnlos sein? Hat das alles einen Sinn und welchen? Wenn dies hier nicht alles ist, wo ist das, was darüber ist, und wozu dient das, was ich sehe?

Ich sah keine Antwort auf diese Fragen, aber ich begann an Gott zu denken. O mein Gott! Gibt es denn einen Gott? Und immer verzweifelter machte ich eine neue Anstrengung: mein ganzes Sein empfand eine kraftvolle Zusammenfassung aller Fähigkeiten nach innen. Ich kehrte in meine Seele ein und durchdrang in einem Augenblick Tiefen, die ich nie wahrgenommen hatte. Ich glaube heute noch diese abgrundlose Tiefe zu sehen.

Plötzlich brach aus diesem unergründlichen und geheimnisvollen Abgrund ein scharfer, doppelter, zerreißender, durchbohrender Schrei, der die äußersten Grenzen des Alls hätte erreichen können: „O Gott!" schrie ich und schrie nicht allein. Es war noch ein anderer in mir, der schrie und meinem Schrei unwiderstehliche Kraft gab. „O Gott! O Gott! Licht! Hilfe! Lös mir das Rätsel . . . o mein Gott! Ich verspreche und ich schwöre, o mein Gott, laß mich die Wahrheit erkennen, und ich werde ihr mein ganzes Leben weihen!"

Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist,

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Schluß

Loser lächelte traurig und sagte: „Das alles hat mir mein Beichtvater in Valparaiso schon gesagt. Ausdrücklich erklärte er mir, daß ich nicht verpflichtet sei, mich auf die Gefahr hin, zum Tode verurteilt zu werden, persönlich dem Gericht zu stellen. Es genüge meine Erlaubnis, die vom Notar unterzeichnete Erklärung einzusenden. Aber das schien mir etwas zu wenig. Abbe Montmoulin hat an mir hochherzig gehandelt, wenn er auch nur seiner heiligen Pflicht entsprach. Und dann schien mir die entsetzliche Bluttat an der guten, alten, wehrlosen Frau doch eine ganz andere Sühne zu fordern. Auch muß mein persönliches Zeugnis vor Gericht gewiß einen weit stärkeren Eindruck zu Gunsten des unschuldig Verurteilten machen und ganz anders geeignet sein, dessen guten Namen herzustellen, als eine schriftliche Erklärung. Das sagte ich dem Beichtvater, und er war damit einverstanden. Ich bat ihn also, mein Geständnis für den Fall, daß ich unterwegs meinen Entschluß bereuen sollte oder daß mir ein Unfall zustieße, nach einiger Zeit dem Gerichtspräsidenten von Aix einzusenden, und reiste ab."

„Und Sie haben Ihren Entschluß seither nicht bereut?" fragte der Rechtsanwalt.

„Offen gestanden — ich kam ein paarmal ins Wanken. Aber die Lesung der Gerichtsverhandlung hat mich jedesmal wieder aufs neue in meinem Vorsatze bestärkt."

„Es ist gar nicht zweifelhaft, daß das Urteil wider Sie auf Tod lauten wird —"

„Ich erwarte nichts anderes."

„Im günstigsten Falle werden Sie zu dem harten Lose eines Deportierten-Sträflings begnadigt."

„Abbe Montmoulin hat dieselbe durch meine Schuld jetzt beinahe drei Jahre getragen — es ist hohe Zeit, daß ich ihm seine Ketten abnehme, und wir wollen keinen Tag länger säumen."

„Es ist also Ihr freier wohl überlegter Will?"

„Ich hatte auf der Überfahrt Zeit genug, mich zu bedenken. Ich bitte, stellen Sie meine Standhaftigkeit nicht auf eine neue, peinliche Probe und verzögern Sie die Befreiung Abbe Montmoulins um keine Stunde."

„Sie haben recht. Es sei. Gott gebe Ihnen Kraft die volle Sühne, die Sie sich freiwillig auferlegen, zu tragen!"

Herr Meunier begleitete den reumütigen Verbrecher persönlich auf die Polizei und übergab ihn dem erstaunten Kommissär, der die Wache hatte. Zufällig war es derselbe, der den Untersuchungsrichter nach St-Victoire begleitet und den Abbe Montmoulin in die Gefangenschaft geführt hatte. „Herr Kommissär", sagte der Rechtsanwalt, „Sie werden gewiß diesen Herrn, der von Südamerika herübergekommen ist, um sich freiwllig zur Untersuchung zu stellen, so milde behandeln, als es nur immer Ihre Instruktion erlaubt."

„Behandeln Sie mich, wie der unschuldige Abbe Montmoulin behandelt wurde", bemerkte mit ruhiger Ergebung Loser.

Der Rechtsanwalt schüttelte ihm die Hand; dann eilte er nach dem Hause des Gerichtspräsidenten Peultier. „Es ist Mittwoch", sagte er, „Ich werde bei ihm den Staatsanwalt und verschiedene Kollegen treffen, welche zusammen eine Partie Tarock spielen. Eben schlägt es 10 Uhr. Hoffentlich ist es nicht zu spät."

Er kam eben noch im rechten Augenblick. Man warf gerade die Karten zusammen und wollte sich erheben, als der Diener den Rechtsanwalt Meunier meldete. Die Herren blickten sich und den Eintretenden erstaunt an. Nach einem kurzen Worte der Enschuldigung berichtete er, was ihm den Mut gebe, zu so später Stunde den Herrn Präsidenten und den Herrn Staatsanwalt mit der Sache zubehelligen, welche für sie von höchstem Interresse sein werde. „Auch die andern Herrn Kollegen bitte ich, den höchst merkwürdigen Fall mit anzuhören", fuhr er fort und erzählte nun, was er soeben von Loser erfahren hatte. Mit steigender Spannung lauschten die Herren, kaum daß man die eine oder

Herders Hauskalender fuer 1956

Anfangs September erschien Herders Hauskalender für 1956, der diesmal unter dem Motto steht: „Einmal muß Stille sein". Der Kalender bringt, wie im Vorjahr, wiederum für jeden etwas und hat neben seinen Regeln für den Farmer und Gärtner, Geschichten aus dem Leben, die jung und alt ansprechen. Auch an die Hausfrau ist gedacht, denn der Kalender bringt Anregungen für die schöne Gestaltung des Heimes und fachmännische Ratschläge für die Blumenpflege, Gemüsebau und Beerenkultur. Was den Kalender für unsere Leser sehr wertvoll macht ist, daß er im deutschen Satz gedruckt ist, was vor allem unsere älteren Leser sehr begrüßen werden. Um jedoch Verzögerungen beim Versand, die sich im letzten Jahre einstellten, zu verhindern, so bitten wir unsere Leser, uns jetzt schon mitteilen zu wollen, ob sie einen Kalender haben möchten. Wir werden dann den Namen vormerken und die Kalender werden sofort nach dem Eintreffen an die Leser versandt. Der Preis beträgt $1.00 (einschließlich Porto etc.). Schreiben Sie noch heute und bestellen Sie sich Herders Hauskalerder für das Jahr 1956 von The Marian Bookschop.

---

andere Zwischenfrage sich erlaubte.

Dem Staatsanwalt, der sich seiner scharfen Reden bei der Verhandlung wohl erinnerte, war die Sache natürlich äußerst peinlich. „Und der Mann ist bei gesundem Verstande?" fragte er endlich, als Meunier mit seiner Erzählung zu Ende war.

„Bei so klarem Verstande, wie man es nur sein kann", entgegnete der Rechtsanwalt.

„Gott sei Dank, daß ich damals Abbe Montmoulins Begnadigung in Anregung brachte!" rief der Präsident. „So kann doch hoffentlich noch einigermaßen geholfen werden. Wenn der Ärmste nur nicht inzwischen dem Klima und den entsetzlichen Strapazen erlegen ist, denen die Deportierten-Sträflinge ausgesetzt werden!"

„Jedenfalls muß auf die Selbstanklage hin der Prozeß aufs neue geführt werden", sagte der Richter.

„Selbstverständlich. Ich werde morgen diesen Herrn Loser sofort verhören und auf das Protokoll hin die Revision selbst beantragen", sagte der Staatsanwalt.

„Und ich werde mich gleich nach Einsichtnahme desselben unmittelbar an den Justizminister wenden, daß der Verurteilte telegraphisch aus Neu-Caledonien zurückgerufen werde. Wie bald können wir ihn wohl zurückerwarten?" fragte der Präsident.

„Einige Monate wird es jedenfalls dauern", entgegnete Herr Meunier. „Der Telegraph reicht nur bis Brisbane in Australien. Von dort muß das Telegramm mit dem nächsten Schiffe nach Port de France befördert werden. Vielleicht befindet sich der gute Abbe auch noch auf einem weit entfernten Posten der großen Insel, und die Rückreise dauert zwischen 40 und 50 Tagen."

„So haben wir überflüssig Zeit, alles vorzubereiten, daß gleich nach seiner Ankunft die zweite Gerichtsverhandlung statthaben kann, welche das ihm leider geschehene Unrecht nach Möglichkeit gutmachen soll. Unglücklicherweisen haben bei der ersten Verhandlung die Umstände so gegen ihn gesprochen, daß auch bei der geschickten Verteidigung unseres verehrten Kollegen hier eine Freisprechung kaum zu hoffen war", bemerkte der Präsident.

„Hätte der Unglückliche beim Verhör oder vor Gericht auch nur mit einer Silbe angedeutet, daß der Küster nach der Tat bei ihm gewesen — er wäre freigesprochen worden!" rief der Staatsanwalt.

„Das glaubte er der nachfolgenden Beicht wegen nicht zu dürfen, wie ich damals vermutete und aussprach", antwortete Herr Meunier. „Abbe Montmoulin ist wirklich ein Opfer des Beichtgeheimnisses."

Vierundzwanzigstes Kapitel

Wieder in der Heimat

Am folgenden Morgen wiederholte Loser vor dem Staatsanwalt seine ganze Selstanklage, und noch im Laufe des Tages ging der Bericht an den Justizminister. Derselbe ließ sofort an den Governeur von Port de France telegraphieren, den Sträfling Nr. 5348, Abbe Montmoulin, augenblicklich aus der Zahl der Sträflinge zu streichen und mit dem nächsten Schiffe, behufs einer Revision seines Prozesses, mit allen Ehren nach Frankreich zurückzusenden. Der Mörder, dessen Tat man ihm irrtümlich zur Last gelegt, habe sich freiwillig dem Gerichte gestellt. Erst 14 Tage später kam das Telegramm in die Hände des Governeurs von Neu-Caledonien, weil früher kein Schiff von Brisbane nach Port de France abging. Der betreffende Befehl wurde sofort dem Kommandanten der Anstalt von Nu überwiesen; aber Nr. 5348 befand sich in den Kupferminen zu Balaad im Nordosten

der Insel, fast 1000 km von Nu entfernt! Ein Küstenfahrzeug wurde alsbald abgeschickt; allein es dauerte doch Wochen, bis der Gefangene die frohe Kunde von dem Telegramm erhielt, das ihn nach Frankreich zurückrief und ihm die Wiederherstellung seiner Ehre, seiner Freiheit und die Wiederausübung des priesterlichen Berufes in sichere Aussicht stellte. Er konnte es anfangs kaum fassen; die Freude war so groß, daß er wie ein Kind weinte.

Der Obere der Mission von Balaad war mit einigen Maristen herbeigeeilt, um den Priester, von dessen Anwesenheit unter den Sträflingen er jetzt zuerst hörte, zu beglückwünschen, und sie hatten für ihn eine Soutane mitgebracht, welche er gegen den Sträflingsanzug umtauschen konnte. Mit welchen Gefühlen des Dankes gegen Gott zog Abbe Montmoulin das Priestergewand wieder an und feierte nach so langer Zeit in der schlichten Missionskaplle zum erstenmal wieder die heilige Messe! Die guten Maristenpatres teilten seine Freude, und die neubekehrten Kanaken, denen sie so viel als möglich die schwere Prüfung erklärten, welche der „heilige Mann" erduldet hatte, umdrängten ihn, küßten seine schwielige Hand und baten ihn, er möge sie mit derselben segnen. Und dann trat er, von den Wünschen und Gebeten der Missionäre und ihrer Leute begleitet, die weite, weite Heimreise an über eine Strecke der Südsee, über den Indischen Ozean, durch das Rote Meer, und je näher er Europa und der Heimat kam, desto mehr mischte sich bange Erwartung in seine Freude und Sehnsucht. Wie würde das alles enden? Sollte diesmal seine Unschuld ganz zweifellos erwiesen werden? Noch stand er als Verurteilter unter der Aufsicht eines Polizeikommissärs, der ihn begleitete. Und sollte seine alte Mutter die Freude erleben, ihren Francois als mit allen Ehren freigesprochenen zu umarmen, oder hatte der Kummer sie inzwischen hinweggerafft?

Ja, sie lebte noch und erwartete mit nicht geringerer Sehnsucht die Ankunft des Schiffes, das ihren Sohn trug. Gleich am Tage nach der Ankunft Losers war Herr Meunier nach La Grange gefahren und hatte dem greisen Pfarrer, in dessen gastlichem Hause die Mutter und Schwester Abbe Montmoulins wohnten, die Freudenkunde gebracht, daß nun dessen Unschuld vor aller Welt nachgewiesen würde. Sofort hatte der gute alte Herr seine Haushälterin, Frau Jardinier, gerufen und ihr diese trostreiche Botschaft mitgeteilt. Dann waren sie zusammen in das Stübchen der Frau Montmoulin gegangen, um auch ihr nach einiger Vorbereitung die frohe Kunde zu bringen. Aber schon ihre freudestrahlenden Gesichter verkündeten der Mutter, um was es sich handle; denn welche andere Freude hätte man ihr melden können, als eine Freude, welche sich auf ihren Sohn bezog, an den sie Tag und Nacht dachte, für dessen Befreiung sie Tag und Nacht betete?

„Ihr bringt mir Nachricht von Francois?" rief sie.

„Ja, gute!" sagte ihre Tochter.

„Man hat seine Unschuld endlich erkannt?" fragte die Mutter, bleich vor freudigem Schrecken.

„So ist es", antwortete Herr Meunier. „Der Mörder hat sich selbst dem Gerichte überliefert. Noch mehr, nicht nur die volle Unschuld Ihres Sohnes ist festgestellt; er steht vor aller Augen als ein Märtyrer seiner Priesterpflicht, als ein Opfer des Beichtgeheimnisses!"

„Gott sei ewig Lob und Dank!" rief die Mutter mit Freudentränen in den Augen, die Arme zum Himmel hebend. „Wenn ich jetzt meinen Francois auch nicht mehr sehen sollte, sei doch gepriesen und gebenedeit deine Barmherzigkeit! Francois' guter Name ist wiederhergestellt, und das schreckliche Ärgernis, das sich an ihn geknüpft hat, verwandelt sich in einen Triumph für den priesterlichen Stand!"

Wochen vergingen nun, bevor Frau Montmoulin neue Kunde über ihren Sohn erhielt, von dem sie nicht einmal wußte, ob er überhaupt noch am Leben sei. Endlich kam ein Telegramm des Gouverneurs von Neu-Caledonien, welches die Abreise des Abbe Montmoulin an Bord des Dampfers „La Liberte" anzeigte. „In 40 bis 50 Tagen kann er nun da sein", schrieb ihr Herr Meunier. Als die Frist nahezu abgelaufen war, eilte die Mutter nach Marseille, wo sie auf ein Schreiben des Herrn Pfarrers hin die liebreichste Aufnahme in einem Frauenkloster fand. Sie hatte da auch Gelegenheit, täglich ihren Enkel Charles zu sehen, welcher in der Apostolischen Schule sich durch Fleiß und gutes

Betragen auszeichnete. Er war jetzt fast zwölf Jahre alt und bereitete sich voll Eifer auf die erste heilige Kommunion vor. Auch er hatte fleißig für seinen lieben Onkel gebetet und immer gesagt: „Er ist unschuldig, und Gott wird seine Unschuld an den Tag bringen.“ Wie freute sich der Knabe, da sein Gebet erhört war!

Endlich meldeten die Schiffsnachrichten, die „Liberte“ habe den Suezkanal passiert und könne binnen fünf Tagen in Marseille eintreffen. Auf diese Nachricht eilten nun auch Frau Jardinier mit ihrem Töchterchen, das sie in Arles abholte, Herr Meunier und viele bekannte Geistliche herbei, so daß eine zahlreiche Gruppe alter Freunde auf dem Quai von Marseille versammelt war, als die „Liberte“ in den Hafen dampfte. Sobald das Schiff vor Anker lag, begab man sich an dessen Bord, und sofort führte der Kapitän den Priester seinen Freunden entgegen. Ehrfurchtvoll standen alle zurück, bis Abbe Montmoulin seine greise Mutter, seine Schwester und deren Kinder begrüßt hatte. Es blieb kein Auge trocken, welches Zeuge dieses Wiedersehens war. In seine Freude mischte sich freilich auch Schmerz; denn auf den ersten Blick erkannten Mutter nnd Sohn, was sie in diesen drei Jahren gelitten hatten: die Mutter war zur hinfälligen Greisin geworden, dem Sohne selbst hatten Kummer und Leiden vorzeitig die Haare gebleicht. „Was schadet's“, sagte er auf eine mitleidige Bemerkung seiner Mutter, „ob sie zehn Jahre früher oder später ergrauten? Dafür sind meine Arme und Hände um so stärker geworden“, fügte er lächelnd bei.

Die Mutter küßte die durch Zwangsarbeit schwielig gewordenen Hände ihres priesterlichen Sohnes und sagte: „Du hast recht; was schadet's? Gott hat alles gut gefügt; ihm wollen wir danken! Und daß du mir nur nicht stolz wirst bei all dem Lobe und der Auszeichnung, die jetzt in Strömen sich auf dein Haupt ausgießen werden, wie vor drei Jahren Schmach und Schande.“ Jetzt eilte der Priester dem greisen Regens, dessen Auge vor Freude leuchtete, und den andern Lieben und Bekannten entgegen. Jedem drückte er die Hand, konnte aber ihre Reden vor innerer Bewegung nur mit abgebrochenen Worten erwidern. Herr Meunier überreichte ihm ein Schreiben des Gerichtshofes, welches ihn für den nächsten Montag vor Gericht forderte und gleichzeitig auf freien Fuß setzte. Der Polizeikommissär, dem eine gleichlautende Weisung übergeben wurde, zog sich sofort, höflich um Entschuldigung bittend, zurück, und Abbe Montmoulin konnte mit seinen Freunden das Schiff verlassen. Alle pilgerten mit ihm hinauf auf den Hügel von „Notre Dame de la Garde“, den Gnadenort, wo die Schiffer von Marseille der Mutter Gottes für glückliche Fahrt zu danken pflegen, und waren Zeugen, wie er vor ihrem Gnadenbilde ein Stück der Beinfessel aufhängte, das er als Erinnerung an seine Sträflingszeit mit aus Neu-Caledonien gebracht hatte.

Am folgenden Montag fand die Gerichtsverhandlung statt. Abbe Montmoulin, welcher auf die dringendste Einladung des hochwürdigsten Herrn im erzbischöflichen Palaste absteigen mußte, erschien vom Erzbischofe selbst und von einem zahlreichen Gefolge des Klerus begleitet vor dem Gerichtshofe. Der große Saal war diesmal wo möglich noch dichter besetzt als vor drei Jahren. Namentlich hatte man Sorge getragen, daß die früheren Pfarrkinder des Abbe Montmoulin Plätze bekamen. Auch der Maire Grandjean, auf den das Ereignis einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und Dr. Corbillard waren anwesend. Der erstere schüttelte sogar der alten Susanne mit einer Bitte um Verzeihung die Hand, was die alte Jungfer zu Tränen rührte. „Ja, ja!“ sagte sie, „wir waren alle mit Blindheit geschlagen. Wer hätte aber auch denken können, daß der Loser ihm gebeichtet hätte und daß er sich jetzt so schön bekehrt hat! Selbst der Staatsanwalt wollte damals eher glauben, der Teufel habe ihn durch die Lüfte getragen.“

Für die Mutter und Schwester des Abbe Montmoulin waren eigene Sitze vorbehalten; neben ihnen saßen Charles und Julie und ganz in der Nähe Herr und Frau LeNoir. Letztere konnte es sich nicht versagen, ihrem Ehegatten vorzuhalten, wie sehr er sich an dem Küster getäuscht und wie sehr sie, wie immer, im Rechte gewesen sei. „Gott sei Dank“, sagte der gemütliche Bäckermeister, „daß du, wie immer, recht hattest! Aber jetzt zügle, wenn es möglich ist, für eine halbe Stunde deine Zunge; denn die Herren des Gerichtes treten ein. Ich will dich dann den ganzen Abend geduldig anhören.“

Die Verhandlung dauerte nicht lange. Abbe

Montmoulin mußte der Form halber noch einmal an den Platz des Angeklagten treten. Dann eröffnete der Präsident die Sitzung mit einer kurzen Rede, in welcher er von der Fehlbarkeit der irdischen Gerechtspflege sprach und der Freude Ausdruck gab, daß ein leider infolge falschen Scheines gefälltes Urteil heute zum Teil wenigstens gutgemacht werden könne. Nun wurde Loser vorgeführt, sein Selbstbekenntnis verlesen und er selbst verhört. Mit klarer Stimme bekannte er die Tat und erzählte ausführlich, wie er dieselbe dem gegenwärtigen Abbe Montmoulin gebeichtet habe. Eine lebhafte Bewegung lief bei diesem Umstande, den der Schuldige absichtlich hervorhob, durch die Reihen der Zuhörer. Als er geendet, fragte ihn der Präsident nach dem Beweggrunde, der ihn zur Selbstanklage bewogen habe. Loser sagte: „Meine Gewissensbisse und namentlich die heldenmütige Pflichttreue des Geistlichen, der sich eher unschuldig an meiner Stelle verurteilen ließ, als auch nur im entferntesten das Beichtgeheimnis zu verletzen.“ Wiederum machte sich unter den Zuhörern halblautes, erregtes Gemurmel bemerklich.

Jetzt erhob sich der Staatsanwalt und beantragte in kurzer Rede die Freisprechung des unschuldig verurteilten Priesters, seinem Schmerze lebhaf Ausdruck gebend, daß er bei der ersten Verhandlung geirrt habe. Herr Meunier hatte seinerseits nichts beizufügen; doch wies er auf das heldenmütige Beispiel der christlichen Tugenden hin, welches sein Klient gegeben habe. Die Geschworenen zogen sich einen Augenblick zurück und verkündeten, sofort den Saal wieder betretend, den Wahlspruch: Unschuldig. Dann vernichtete der Präsident feierlich das frühere Urteil und erklärte den Priester für frei und im Besitz aller bürgerlichen Ehrenrechte. Auch er feierte kurz und taktvoll das Opfer, welches der Priester seiner Pflicht so heldenmütig gebracht habe, und bedauerte, daß das Gesetz dem Richter nicht erlaube, einen zeitlichen Ersatz für die schuldlos erlittene Verurteilung zuzusprechen. Es sei das eine der Unvollkommenheiten der irdischen Gerechtigkeitspflege. Ein solches Opfer der Freiheit und Ehre, wie es Abbe Montmoulin fast drei volle Jahre erduldet habe, sagte er, könne menschliche Gerechtigkeit niemals würdig vergelten, und er schloß mit dem schönen Satze: „Gerade solche Fälle beweisen, daß es über dem schwachen und fehlbaren menschlichen Richter einen unfehlbaren, alles wissenden und allmächtigen Richter geben muß, und dieser höchste Urquell alles Rechts und aller Gerechtigkeit wird Ihnen, hochwürdiger Herr, vergelten, was sie für ihn erduldet haben.“

Herrn Peultiers Schlußreden waren berühmt; aber niemals hatte er schönere und ergreifendere Worte gesprochen. In einer wahrhaft feierlichen Stimmung befanden sich Richter und Zuhörer. Der Präsident trat auf Abbe Montmoulin zu und reichte ihm die Hand; dasselbe taten die übrigen Mitglieder des Gerichtshofes. Der Staatsanwalt bat bei dieser Gelegenheit den Priester, den er freilich bei der ersten Verhandlung schroff genug behandelt hatte, um Verzeihung, welche ihm in der liebreichsten Weise gegeben wurde. Dann führte der Präsident den Freigesprochenen unter Jubel der Zuschauer der alten Mutter zu, die ihren Francois mit Freudentränen umarmte. Auch der Erzbischof, der ehrwürdige Regens und die andern geistlichen Herren umringten und beglückwünschten jetzt ihren Mitbruder.

In einem wahren Triumphzuge wurde Abbe Montmoulin mit seiner Mutter und Schwester zum erzbischöflichen Palaste zurückbegleitet, wo der hochwürdigste Herr bei einem Festmahle, das er zu Ehren des Freigesprochenen gab, dessen Freunde alle um sich versammelte. Auch Charles und Julie und das wackere Ehepaar Le Noir, das in der Zeit der Prüfung so treu zu den guten Leuten gestanden, und sogar die alte Susanne durften an demselben teilnehmen. Anfangs war sie in solcher Gesellschaft sehr scheu und knickste und lächelte verlegen; aber nach und nach fand sie ihren Appetit, und gegen Ende der Tafel, als sie von dem süßen Muskateller gekostet, wurde sie gar redselig und hätte sich von Herrn Le Noir beinahe zu einem kleinen Räuschchen verleiten lassen. Aber Madame Le Noir nahm sie noch rechtzeitig mit nach Hause und dämpfte durch einen starken Kaffee die etwas erregte Feststimmung.

Am folgenden Tage stand Loser vor Gericht. Der Spruch der Geschworenen mußte natürlich „Schuldig“ lauten; auch mildernde Umstände konnten sie ihm für den Mord nicht zubilligen. So lautete das Urteil auf Tod. Da ihn aber sowohl die Geschworenen als die Richter in Anbetracht seiner reumütigen Selbstanklage zur Begnadigung empfahlen und eine gleichlautende Bittschrift vieler Bürger von Aix — an der Spitze der Unterschriften stand die des Abbe Montmoulin — die Bitte um Gnade unterstützte, so wurde auch bei ihm das Todesurteil in Deportation umgewandelt. Nachdem er auf seinen Wunsch noch einmal bei Abbe Montmoulin gebeichtet und aus dessen Hand die heilige Kommunion empfangen hatte, trat er ganz getröstet die Reise nach Neu-Caledonien an, wo er seine Bluttat sühnte, welche für den unschuldigen Pfarrer von Ste-Victoire so traurige und doch auch wieder so herzerhebende Folgen hatte.

Und damit wäre unsere Erzählung eigentlich zu Ende. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß Abbe

Montmoulin seine alte Pfarrei wieder erhielt, und zwar auf sein dringendes Bitten; denn der Erzbischof hatte ihm bereits eine bessere Pfründe zugedacht. Das gewann ihm die Herzen seiner Pfarrkinder, von denen in der Stunde der Prüfung so viele an ihm gezweifelt hatten, in hohem Grade. Der Bürgermeister ließ auf seine eigenen Kosten die Pfarrwohnung im Kloster und die Zellen, welche der Pfarrer für seine Mutter bestimmt hatte, so schön als möglich ausmöbiliren. Überhaupt wurde auf Beschluß des Gemeinderates das ganze Kloster heller und freundlicher hergerichtet und durch einen Umbau der Sakristei die unheimliche Kammer blutigen Andenkens gänzlich entfernt.

Als alles fertig war, hielt Abbe Montmoulin seinen zweiten „freudigen Einzug". Triumphbogen waren errichtet, Kränze von Haus zu Haus geschlungen, bunte Wimpel flatterten in der Luft, süß duftender Rosmarin und Rosen waren auf den Weg gestreut, Inschriften hießen den Pfarrer willkommen und in den festlichen Klang der Glocken mischte sich von den nahen Hügeln das Dröhnen der Böller. Am Eingange des Dorfes begrüßte der Maire in wirklich herzlicher Rede „den treuen Seelenhirten unter den Seinigen." Sie würden suchen, was sie an ihm gefehlt, wieder gutzumachen, sagte er, und der Ton seiner Stimme verriet, daß es ihm voller Ernst sei. In der Tat hatte gerade das heldenmütige Opfer, welches Abbe Montmoulin seiner Priesterpflicht gebracht hatte, ihm und mit ihm noch manchen seiner Freunde den Priesterstand und die katholische Religion in einem ganz andern Lichte gezeigt, als die kirchenfeindlichen Blätter, welche bisher die Quelle seiner Bildung waren, dieselben darzustellen pflegen.

Groß war Abbe Montmoulins Freude über seinen Empfang in Ste-Victoire, und aus ganzer Seele stimmte er, vor dem Hochaltare angelangt, das Te Deum an. Größer aber noch war sein Trost, als in den nächsten Tagen, angefangen mit dem Bürgermeister und Dr. Corbillard, so mancher seiner Pfarrkinder, welche seit vielen Jahren die heiligen Sakramente nicht mehr empfangen hatten, zur Beicht kamen und am darauffolgenden Sonntage sich zur Erbauung der Gemeinde dem Tische des Herrn nahten. Da sagte Abbe Montmoulin erst recht von ganzem Herzen Dank der Weisheit und Güte Gottes, dessen barmherzige Führung aus dem bittern Holze des Kreuzes stets süße Früchte des Heiles zu zeitigen weiß. —

Was bleibt uns sonst noch zu erwähnen? Daß seine Mutter und Schwester natürlich bei Abbe Montmoulin einzogen und die Zeit ihrer Trübsal nun vorüber ist; daß der kleine Charles aus der Hand seines Oheims die erste heilige Kommunion empfing und dann freudig in die Apostolische Schule zurückkehrte, wo er sich zum Opferleben eines Glaubensboten vorbereitet; daß Julie zu einem wohlgesitteten und schönen Mädchen heranblüht, welches aber zum Kummer der guten Josephsschwestern wenig Klosterberuf zeigt; daß Herr Meunier nach dem Willen Losers die 12 000 Francs nebst Zinsen dem St. Josephsverein zurückerstattete, wodurch die geplante Erweiterung des Spitals erfolgen konnte, und daß auch Frau Jardinier eine Entschädigungssumme erhielt, welche sie für sich und ihre Kinder der lästigen Nahrungssorgen überhoben hat. Was noch? Daß die alte Susanne ihr Gnadenbrot beim Pfarrer ißt, und daß Herr und Frau Le Noir alle Jahre einigemal zum Besuche nach Ste-Victoire hinauskommen, nicht ohne ein besonders feines Gebäck zum Kaffee mitzubringen, der immer mit Freuden in dem gemütlichen Kreise getrunken wird.

Ende

FATIMA STUDENT BURSE

„Barmherzig sein ist ein Gebot der Natur. Denn nichts entspricht so sehr unserer menschlichen Natur, als denen zu helfen, die mit uns die gleiche Menschennatur teilen", schreibt der hl. Ambrosius. Wenn es schon höchst gesegnet von Gott ist, Hungrige zu speisen, Durstige zu tränken, Nackte zu kleiden und Heimatlose zu beherbergen, wie hoch gesegnet muß da erst das Werk der Barmherzigkeit jener sein, die da helfen, dem Herrn Priester zu erziehen. Priester, die ausgesandt werden, Hungrige zu speisen mit dem Brot des Lebens und Durstige zu tränken mit dem Trank der Wahrheit Jesu Christi und mit dem Trank der Gnade Jesu! „Kein Auge hat gesehen und kein Ohr hat vernommen, was Gott jenen bereitet hat, die Ihn lieben!" „Übet Liebe und Barmherzigkeit gegeneinander", sagt die Hl. Schrift (Zach. 7:9).

Bisher eingenommen:	$5,571.50
Mrs. B. Schell, Reward, Sask.	10.00
Mrs. K. Wickenheiser, Golden Prairie, Sk.	2.00
Mrs. T. Pfefferle, Lache Lenore, Sask.	1.00
C. Kosolofski, Prelate, Sask.	16.00
K. Tomaschefski, Oddessa, Sask.	10.00
Joseph A. Stang, Cosine, Sask.	5.00
Ein Leser, Odessa, Sask.	6.00
Hubert Rauw, Humboldt, Sask.	50.00
Mrs. D. Deck, Regina, Sask.	1.00
W. Eisworth, Goodsoil, Sask.	15.00
	$5,687.50

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

